Ereckenhorster Kreis Informationen

Heft 169

August 2021

Zeiten ednew

INHALT

Heinz Bernd Terbille: Einladung zum Lesen S. 3
*Gottfried Bach*l: Heute als Christ leben S. 4
Norbert Reck: Der Jude Jesus und die christliche Theologie S. 9
Ferdinand Kerstiens: Zeitenwende Auferstehung S. 21
Hermann Häring: Verdrängte Blockaden der katholischen Kirche S. 27
Wolfgang Machreich: Angela Merkel - Die Kanzlerin S. 35
Ilsemarie Walter: Gemeinsam in die gleiche Richtung S. 38
Heinz Bernd Terbille: Zum Tod von Dr. Franz-Josef Ortkemper S. 41
Peter Pawlowsky: Der unbequeme Prophet S. 43
Susanne Niemeyer: Pfingsten-Feiern wie es sein könnte S. 46
Leserbriefe S. 47
H. Häring: Eindrücke zu Kardinal Müllers katholischen Projektionen S. 48
Termine S. 51

Unsere Internetseite finden sie unter: www.freckenhorster-kreis.de

Liebe Mitglieder,
Freundinnen und Freunde des Freckenhorster Kreises,
liebe Leserinnen und Leser,

von Beginn an markieren bedeutsame Verhaltensweisen, Ereignisse und Personen Zeitenwenden in der Geschichte des Christentums. Schon früh ist in den „Schriften der Väter" das Vergessen seiner jüdischen Wurzeln nachprüfbar mit verheerenden Folgen bis heute. Die Konstantinische Wende beschert dem Christentum eine absolutistisch verfasste Kirche mit einem unfehlbaren Oberhaupt. Die längst fällige reformatorische Wende führt durch die römische Gegenreformation zu der bis heute bestehenden Spaltung. Ökumenische Schritte zu einer gegenseitigen Anerkennung scheitern bisher vornehmlich an dem römisch dogmatisch fixierten sakramentalen Selbstverständnis der Kirche und ihrer Ämter. Wegen dieses Verständnisses vertuschen bischöfliche Leitungen offenkundig werdende Missbrauchsfälle und verlieren an Glaubwürdigkeit und Ansehen.
Gegen das dogmatisch und eigenjuristisch fixierte Kirchenverständnis entstehen auf der Ebene der Laien, bisher rechtlos und zum Gehorsam verpflichtet, neue Bewegungen, dem sich viele Kleriker anschließen. Wendepunkte sind jetzt das Bemühen um eine glaubwürdige Kirche der Armen, um eine demokratisch strukturierte Kirche mit Ämtern auf Zeit, ob mit Weihe oder Ordination, offen für Männer und Frauen, um eine Kirche, die sich in die Welt begibt, statt die Welt in die Kirche zu holen.
Das sind jesuanische Zeitenwenden, für die zu arbeiten sich lohnt. Davon sprechen zum Nachdenken und Handeln einladend die Beiträge dieses Heftes.

Heinz Bernd Terbille

Heute als Christ leben
Glauben ohne amtliche Verordnung

Gottfried Bachl

Als Geistlicher Assistent des katholischen Akademikerverbands Salzburg schrieb Gottfried Bachl 24 Briefe. Die Texte dieser Briefe sind Lehrstücke aktueller Vermittlung für ein authentisches, selbstbewusstes und eigenverantwortliches christliches Leben. Seine Texte haben kein Ablaufdatum. Sein „Salzburger Brief 19" aus dem Jahr 2009 könnte heute geschrieben sein. Einige Passagen daraus belegen das eindrücklich.

Die Gegenwart annehmen und leben

In der kirchlichen Atmosphäre spüren wir zurzeit den wachsenden Drang, alles Denken und Wünschen zurückzuwenden und unter das Joch des Ehemaligen zu spannen. Als wäre das selige Gestern das Ziel der Sehnsüchte. Die schönen Kopfbedeckungen der Prälaten versperren oft genug in symbolischer Art das Bewusstsein im rückwärtigen Augenblick. Und wir atmen abgestandene Luft, schleppen verschimmelte Probleme, museale Dinge und Sprachspiele weiter durch die Zeit. Aber es gibt Neues unter der Sonne, gegen Kohelet gesprochen, es gibt zu entdecken und zu lernen. Jetzt. Denn wir lesen in der Bibel vom Alpha und Omega der Zeit und von der Sorge, dass das eine nicht vom anderen gerissen wird. Aber es steht auch geschrieben, in sehr dringlichen Sätzen, die Einladung, den heutigen Tag nicht zu versäumen, die Warnung, nicht am aktuellen Augenblick vorbeizuleben. „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht" (Heb 3,7-4,7). Der Geist Gottes wird gesendet, um die Jüngerschaft einzuweisen, in die Wahrheit, die heute zu finden ist.
Auf diese Gegenwärtigkeit hat sich das Zweite Vaticanum ausdrücklich verpflichtet: „Als Zeuge und Künder des Glaubens des gesamten in Christus geeinten Volkes Gottes kann das Konzil dessen Verbundenheit, Achtung und Liebe gegenüber der ganzen Menschheitsfamilie, der dieses ja selbst eingefügt ist, nicht beredter bekunden als dadurch, dass es mit ihr in einen Dialog eintritt" (Kirche und Welt 3). Daran ist festzuhalten gerade dann, wenn die Texte der Kirchenversammlung entweder in Vergessenheit geraten oder in autoritärer Deutung um ihre wegweisende Kraft gebracht werden.

Es gehört zu den sonderbaren Phänomenen der geistigen Welt, dass religiöse Gesellschaften vor ihrer eigenen Weisheit erschrecken. Und einmal waren sie doch stolz auf diese und erzählten aller Welt von ihr. Es ist keine schlimme Übertreibung, wenn hier von spiritueller Feigheit gesprochen wird. Es gibt keinen treffenderen Namen dafür und man könnte hinzufügen, belehrt vom Verhalten der Befugnis tragenden Obrigkeiten, dass auch eine gehörige Portion Arroganz mit im Spiel ist. Aber da wir Gedrucktes lesen können, fühlen wir uns auch frei und ganz auf der Seite der Glaubensgemeinschaft, wenn wir aufs Neue lesen und auf dem Wortlaut bestehen. *Sapere aude!* ist die Devise. Wir wollen unsere Vernunft gebrauchen.

Leichtigkeit

1752 canones zählt der Codex des kanonischen Rechts, in dem die geltende Ordnung für die Katholische Kirche zusammengefasst ist. Ein gewaltiges Gerüst an Gesetzen und Regelungen. Legt man das Buch neben eines der Evangelien und vergleicht die Gestalt der Texte, ist der Eindruck groß. Das Mal an rechtlicher Organisation, die Ausprägung des klerikalen Elementes, dessen Übergewicht sich überall durchsetzt, das im römischen Papst den stärksten Ausdruck hat, verblüfft. Dem römischen Bischof allein wird die zentrale Entscheidungsgewalt zugesprochen, die an keine andere Instanz gebunden ist. „Gegen ein Urteil oder ein Dekret des Papstes gibt es weder Berufung noch Beschwerde" (can 333 § 2).

Klerikal dominierte Ordnung

Es wird auch die Verwunderung nicht ausbleiben darüber, dass von dem spontanen, charismatischen, nicht eben priesterfreundlichen Jesus dieses massive System gegründet worden sein soll, und der Zweifel, ob er sich in diesem Gebilde wiedererkennen könnte. Das Handikap, an dem die katholische Kirche zu tragen hat, ist die extrem klerikal dominierte Ordnung, die alle Bewegung schwer und langsam macht. Dazu kommt das hohe Maß an Selbstbezogenheit dieser Gruppe, vor allem auf bischöflicher und päpstlicher Ebene, Selbstfeier und Selbstdarstellung in einem Personenkult, dessen ästhetische Anziehung ohne Wenn und Aber genossen wird. Wer will das alles in nachvollziehbarer Logik auf den Willen Gottes zurückführen? In der ungebremsten

....die Einladung, den heutigen Tag nicht zu versäumen, die Warnung, nicht am aktuellen Augenblick vorbeizuleben.

Selbstsetzung des Klerus rückt dieser immer wieder in die Mitte, als ginge es in seinen Aktionen um die heilige Sache des Evangeliums. Mit dieser Vergötzung ist verbunden die Immunisierung gegen alle kritische Befragung.
Es ist daher Zeit darüber nachzudenken, ob es nicht den Priestermangel gerade deshalb gibt, weil zuviel von diesem Priestertum besteht. Vielleicht haben wir die Not des fehlenden Sakralpersonals zu erleiden als eine Erziehungsmaßnahme der Vorsehung. Vielleicht wird die schwergewichtige, sich selbst definierende Geistlichkeit ein wenig in die Leichtigkeit eingeübt, die ihr im Eifer der eigenen Bedeutung abhanden gekommen ist.
Leichtigkeit — was wäre das? Könnte das nicht die vergessene Eigenschaft des Christlichen sein? In Stichworten locker aufgezählt: Die Regelungen reduzieren, mit Gelassenheit und praktischem Sinn Aufgaben und Befugnisse verteilen, mit Traditionen brechen, die kirchlichen Gewohnheiten und die biblischen Weisungen unterscheiden, Abschied nehmen von der totalen Zuständigkeit, sich nicht in die verschiedenen Lebensbereiche einmischen, Finger weg vom beladenen Thema der Sexualität, die absurde unmenschliche Untersagung der Kondome nicht schamhaft vergessen, sondern ausdrücklich widerrufen, lernen, dass Gottes Willen nicht im Tageskalender nachzulesen ist, zweifeln am eigenen Tun, bescheiden sein im Anspruch, mehr raten als befehlen, mehr Tanz als Marschkolonne, mehr Vorläufigkeit, mehr Poesie.

Gleiche Chance der Geschlechter

Den männlichen Pfaffen gibt es schon die längste Zeit der Tradition, es war schon reichlich Gelegenheit, mit dieser Figur Erfahrungen zu machen. Das weibliche Gegenstück dazu konnte sich noch nicht entwickeln. Die sakrale Zicke taucht höchstens in den Witzen auf, die man sich in traditionalistischen Zirkeln erzählt. Was den Männern schon ausgiebig möglich war, die Entstellung der geistlichen Rolle zur Karikatur, das steht den Frauen noch bevor. Die gleiche Chance, sich in der amtlichen Position zu bewähren oder zu scheitern.
Von dieser Möglichkeit zu reden, jetzt, in dieser Atmosphäre, bei der konkreten Besetzung der hohen Leitungsposten in der Kirche, mutet gewiss recht utopisch an. Es ist auch nicht sinnvoll, weiß Gott wie tief in die Zukunft hinein zu reden. Wir kennen sie nicht, und die kommenden Generationen haben ihre Zeit und werden in ihrer Unmittelbarkeit zu Gott leben und denken. Unsere Aufgabe kann es nicht sein, sie

im Voraus zu programmieren. Aber es ist möglich, in der Gegenwart einige Impulse zu sehen, die vermutlich über sie hinaus wirken werden.

+ Die Mutation der Stimmung, die seit längerem im Gang ist, bedeutet immerhin, dass die Selbstverständlichkeit der amtlichen Rollenverteilung in der Katholischen Kirche unwiderruflich gebrochen ist. Das lässt sich nicht mehr aussitzen und auf eine unendlich lange Bank schieben. Dieser Wandel ist zu begrüßen und von der eigenen Überzeugung her zu stärken.

+ Die Reihe der Argumente, die den Ausschluss der Frau vom geistlichen Amt begründen sollten, ist gesichtet und faktisch auf ein einziges reduziert. Dieses allein verbleibende Argument benützt das kirchliche Lehramt mit umso größerem Eifer: die Autorität Jesu verbietet die Zulassung der Frau zum Priestertum, weil Jesus in bewusster Wahl nur Männer zu Aposteln gemacht und damit der Kirche eine bleibende Regel eingestiftet hat. Die Tragfähigkeit dieser Begründung ist freilich sehr strittig, und es wächst allenthalben die Überzeugung, dass es überhaupt keinen Grund gibt, die Frau vom priesterlichen Amt fernzuhalten.

+ In nicht wenigen christlichen Konfessionen außerhalb der Katholischen Kirche sind die Frauen schon zum religiösen Amt zugelassen. Von dieser Seite her kommt auf die katholische Lösung ein gewisser Druck, weil nun Erfahrungen gemacht werden, die dazu einladen, es ebenfalls zu versuchen. Wenn diesen Kirchen „die innere Gabe des Heiligen Geistes" geschenkt ist, wie das Vatikanische Konzil sagt, kommt ihren Versuchen gewiss auch eine geistliche Autorität zu, die nicht gleichgültig übergangen werden kann.

Die Selbstverständlichkeit der amtlichen Rollenverteilung in der Katholischen Kirche ist unwiderruflich gebrochen.

+ Die Erforschung und kritische Prüfung der Tradition hat längst zur Einsicht geführt, dass die Überlieferung ein komplexes Handikap ausgebrütet hat, die denunzierende, abwertende Behandlung der Frauen im binnenkirchlichen Bereich. Das Eingeständnis dieses historischen Defizits müsste wohl begleitet sein von der Erkenntnis, wie ideologieanfällig das männliche Lehramt sein kann.

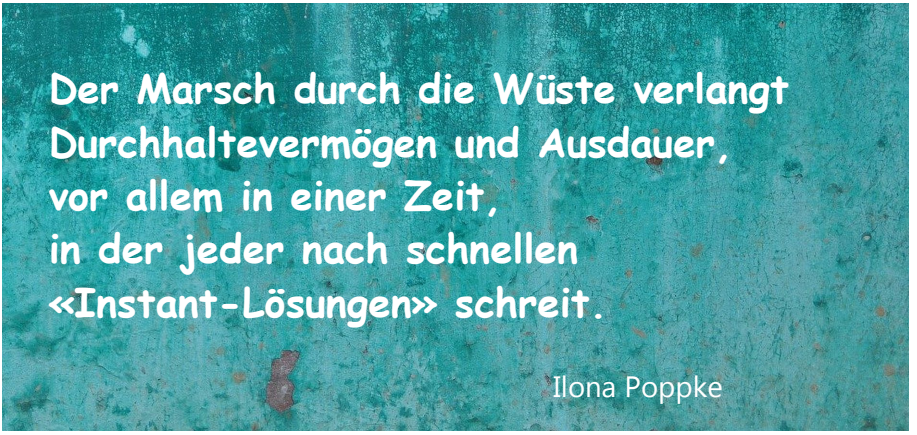
+ Nach dem Neuen Testament sind die ersten Zeugen der Auferstehung Frauen, nicht Männer. Der Kirchenvater Hieronymus nennt sie daher „Apostolinnen der Apostel" (apostolae apostolorurn) und deu-

tet damit eine mögliche Argumentation für das Priestertum der Frau an. Diese Chance wurde allerdings nie genützt, die Texte hat man schamhaft zurechtinterpretiert, aber der Sachverhalt ist damit nicht aus der Welt geschafft, sondern steht einer heutigen Diskussion ungeschmälert zur Verfügung.

+ Theologisch gebildete Frauen des Mittelalters wie Hildegard von Bingen (1098- 1179) haben sich keineswegs mit dem Status zufriedengegeben, den ihnen die Männergesellschaft einräumte. Sie unterlaufen das amtliche System mit dem mystischen Gedanken, dass die christliche Jungfrau, die Nonne, das kirchliche Priestertum gar nicht braucht, weil sie als Braut Christi unmittelbar an dessen Priestertum teilhat. Sie besitzt es mit ihm. „In ihrem Bräutigam hat sie das Priestertum und jedes Amt des Altares ... und besitzt alle Reichtümer mit ihm" (Scivias 11, 6). Damit war gewiss eine Quelle großer Gelassenheit geöffnet, aber der Gedanke saß einstweilen im Kämmerlein der Seele, er durfte damals noch nicht ins Freie treten. Dass er es nun einmal kann, dass diese Ebenbürtigkeit auch in der Institution realisiert werden darf, dafür wird es wohl noch einige Unermüdlichkeit brauchen .

aus: Quart – Zeitschrift des Forums Kunst – Wissenschaft – Medien, Heft 3/2020

Gottfried Bachl studierte in Rom Theologie. 1959 zum Priester geweiht war er Professor für Dogmatik und ökumenische Theologie an der Katholisch-Theologischen Hochschule in Linz, ab 1983 für Dogmatik der Theologischen Fakultät der Universität Salzburg. Er starb im März 2020.



Der Jude Jesus und die christliche Theologie

Norbert Reck

Reaktionsmuster seit der Aufklärung und zukünftige Aufgaben

Das Dokument Nostra Aetate des 2. Vatikanums hat seit seiner Veröffentlichung 1965 das christlich-jüdische Verhältnis nachhaltig verändert. Das Dokument erkennt an, dass das Christentum mit dem „Stamme Abrahams geistlich verbunden" sei, dass die Anfänge des christlichen Glaubens schon bei den Patriarchen, bei Mose und den Propheten zu finden seien. Auch die Juden seien „immer noch von Gott geliebt" und ihre Berufung durch Gott sei „unwiderruflich".

Auch die Juden seien „immer noch von Gott geliebt" und ihre Berufung durch Gott sei „unwiderruflich".

Damit brach die Kirche mit einer jahrhundertealten, in Teilen sogar jahrtausendealten Einstellung gegenüber dem jüdischen Volk. Man dürfe „die Juden nicht als von Gott verworfen oder verflucht darstellen"; Hass, Verfolgungen und Antisemitismus werden in Nostra Aetate entschieden beklagt.

Seither hat sich viel getan. Wichtige kirchliche Folgedokumente sind erschienen und liberale wie orthodoxe jüdische Gruppen haben darauf mit großem Wohlwollen reagiert und mit eigenen Dokumenten geantwortet.

Insofern könnte man fast meinen, das christlich-jüdische Verhältnis sei inzwischen im Großen und Ganzen in Ordnung gekommen. Die Vertreter der beiden Religionen begegnen sich heute mit Respekt oder sogar mit Wertschätzung. Dass das Christentum seine Wurzeln im Glauben Israels hat und dass Jesus Jude war, geht vielen heute wie selbstverständlich von den Lippen.

Aber der Eindruck täuscht. Weder lassen sich jahrhundertealte christliche Ressentiments gegenüber den Juden und dem Judentum in wenigen Jahrzehnten überwinden, noch kann man sagen, dass die christliche Theologie heute insgesamt soweit wäre, vom Juden Jesus so zu sprechen, dass Jesus nicht als Antithese zum Judentum verstanden wird. Besonders bei Christen, die sich für „richtig" fromm halten, muss man auf das Schlimmste gefasst sein. Als Ende 2019 der Stadtrat der italienischen Stadt Triest über die Verleihung der Ehrenbürgerschaft

an die Auschwitz-Überlebende Liliana Segre abstimmte, meldete sich ein Politiker und sagte, er werde sich seiner Stimme enthalten, denn Frau Segre hätte behauptet, dass Jesus Jude war. Für ihn sei Jesus aber der Sohn Gottes, deshalb habe ihn die Behauptung von Frau Segre verwirrt und auch verletzt. Da tut es nichts zur Sache, dass der Mann einer rechten Partei angehört – er drückt aus, was auch heute noch zahlreiche Christen und Christinnen empfinden: Sie werden wütend bei der Feststellung, dass Jesus Jude war.

Als ich im vergangenen Jahr im Österreichischen Rundfunk ein paar Bemerkungen über die jüdische Identität Jesu machte, erhielt ich ein paar Tage später den Brief eines Hörers mitsamt einem ganzen Konvolut von Bibelzitaten, anhand deren er mir beweisen wollte, dass Jesus ganz sicher kein Jude war, sondern eindeutig jemand, der im Judentum seinen größten Feind sah.

Natürlich kann man einfachen frommen Menschen hier nicht unbedingt einen Vorwurf machen; sie haben es oft nicht anders gehört – im Religionsunterricht, in Predigten, in allerlei kirchlichen Veranstaltungen. Die Verantwortung liegt hier ganz wesentlich bei der Theologie – im Bösen wie im Guten. Es waren immer schon Theologen, die es als ihre Aufgabe ansahen, dem Volk zu erklären, was sie von den Juden zu halten hätten. Schon in der Spätantike haben sie den Menschen eingebläut, sie dürften nicht zusammen mit Juden essen und trinken, nicht mit ihnen Schabbat halten oder gemeinsam mit ihnen christliche und jüdische Feste feiern.

Es waren immer schon Theologen, die es als ihre Aufgabe ansahen, dem Volk zu erklären, was sie von den Juden zu halten hätten.

Die Leute selbst wären ursprünglich überhaupt nicht auf die Idee gekommen, dass daran etwas falsch sein könnte. Das wissen wir, weil wir mindestens bis ins 9. Jh. Dokumente haben, die zeigen, dass Bischöfe und Theologen glaubten einschreiten zu müssen, wenn Juden und Christen zusammen aßen und tranken. Die Hauptverantwortung der christlichen Theologie für die Darstellung von Juden als Feinde des Glaubens, als Verbündeten des Teufels usw. ist nicht zu bestreiten.

Deshalb, so denke ich, müssen es heute natürlich die Theologen und Theologinnen sein, die die Diskriminierungsmuster und Abwertungen des Judentums herausarbeiten und überwinden helfen.

Aber damit rennt man an den theologischen Fakultäten bis heute keineswegs offene Türen ein. Die katholische Neutestamentlerin Maria Neubrand, Professorin an der Theologischen Fakultät Paderborn, die

2020 leider verstorben ist und an die hier kurz erinnert sei, wurde zwar für ihre wissenschaftlichen Bemühungen um das christlich-jüdische Verhältnis von Papst Franziskus als Konsultatorin in die vatikanische »Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum« berufen. Aber manchen Kollegen, so erzählte sie mir, galt sie immer nur als „die mit dem Judentick".

So sieht es aus. Die Befassung mit der jüdischen Identität Jesu, mit dem jüdischen Charakter der meisten neutestamentlichen Schriften, mit den Grundüberzeugungen des Judentums, ohne die das Christentum nicht zu verstehen wäre, mit dem Weltverständnis im Judentum und bei den jüdischen Jesusanhängern oder mit der Judenfeindschaft in der christlichen Theologie – all das gilt vielen als Spezialgebiet für besonders Interessierte, für solche mit einem „Judentick" eben, aber nur sehr selten als unabdingbare Voraussetzung, um überhaupt einen Zugang zur inneren Dynamik des christlichen Glaubens zu gewinnen. Dabei gäbe es hier unendlich vieles zu entdecken und zu lernen.

Aber Lehrpläne existieren dazu bis heute kaum und Studierende haben Glück, wenn sie bei diesen Fragen auf engagierte Professorinnen und Professoren treffen. Die Regel ist es keineswegs. Viele engagierte christliche Kolleg/innen, die diesen „Judentick" haben, erleben sich oft als Außenseiter oder bestenfalls als akzeptierte Exoten in ihren Fachbereichen. Hier könnten noch viele Geschichten – auch Leidensgeschichten – erzählt werden, aber damit wir aus dem bloßen Kopfschütteln herauskommen, möchte ich hier nun einen Blick auf die Reaktionsmuster bei der Wiederentdeckung des Juden Jesus seit der Aufklärung werfen, um einige der theologischen Aufgaben, die in dieser Hinsicht vor uns liegen, skizzieren zu können.

II

Im vorgegebenen Rahmen, der zur Kürze verpflichtet, habe ich aus den möglichen Aspekten der Thematik nur einen einzelnen Faden herausgelöst, um das theologische Problem einigermaßen sichtbar zu machen.

Wenn ich von der „Wiederentdeckung" des Juden Jesus spreche, dann ist damit gesagt, dass man in den christlichen Kirchen natürlich immer wusste, „dass Jesus Christus ein geborener Jude" war, wie es Luther 1523 formuliert hatte. Man wusste es und vergaß es immer wieder gern, weil das Wissen darum eher störte,

.....dass man in den christlichen Kirchen natürlich immer wusste, „dass Jesus Christus ein geborener Jude" war,.....
Man wusste es und vergaß es immer wieder gern, weil das Wissen darum eher störte,

wenn man vom Sohn Gottes, vom Heiland und Erlöser sprechen wollte. Die Wiederentdeckung begann, als der Hamburger Orientalist Hermann Samuel Reimarus 250 Jahre später das Thema mit dem geschichtlichen Blick der Frühaufklärung wieder aufbrachte. Mit einem Mal erschien die Sache in einem ganz neuen Licht. Reimarus nimmt zwar die Worte Luthers wieder auf, wenn er schreibt: „Uebrigens war er ein gebohrner Jude". Aber er fügt sogleich hinzu: „und wollte es auch bleiben; er bezeuget er sey nicht kommen das Gesetz abzuschaffen, sondern zu erfüllen". Einmal abgesehen davon, wie wir heute das Zitat aus Mt exegetisch deuten, war das eine erhebliche Weichenstellung: Es geht beim Jude-sein Jesu nicht um seine „Herkunft", seinen „ethnischen background", sondern um dessen bewusste Zugehörigkeit zum Judentum, um seine Identität.

Jesus als entschiedener und toratreuer Jude – das war nun doch eine ungewohnte, neue Sichtweise. Aber es war nicht von der Hand zu weisen: Laut den Evangelien ging Jesus „nach seiner Gewohnheit am Schabbat in die Synagoge" (Lk 4,16), hielt die Gebote der Tora für maßgeblich und unvergänglich (Mt 5,17–18), pilgerte mehrmals zu Pessach und anderen jüdischen Festen nach Jerusalem (Joh 3; 12; 5,1; 7,10; 10,22) und sah sich „nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel" (Mt 15,24).

Jeder und jede konnte dies einfach in der eigenen Bibel nachprüfen. Dafür brauchte es weder Kenntnisse der Originaltexte noch Fachwissen. Reimarus änderte so die Wahrnehmung des Neuen Testaments grundlegend: Je genauer man hinschaute, desto jüdischer schaute Jesus zurück.

JE GENAUER MAN HINSCHAUTE; DESTO JÜDISCHER SCHAUTE JESUS ZÜRÜCK.

Damit aber stellte sich die Frage nach der Bedeutung Jesu für den christlichen Glauben neu: Wenn es stimmte, dass Jesus seine Zugehörigkeit zum Judentum weder aufkündigen noch das Judentum überwinden wollte – wie konnte er dann zugleich der Sohn Gottes und der kirchlich verkündigte Christus, der Erlöser der Welt sein?

Das ist, sozusagen in Pillenform, der Kern der Fragen, die sich hier manifestieren. Die Reaktionen waren zahlreich und heftig, reichten von blankem Entsetzen bis hin zur Euphorie. Scharen von Theologen machten sich umgehend an die historisch-kritische Erforschung der Bibel, leiteten die Eigenständigkeit der Bibelwissenschaft als Fach gegenüber der Dogmatik ein und forschten nach dem sog. „historischen Jesus", wie man ihn bald nannte. Auch Katholiken waren

daran beteiligt, vor allem in Tübingen, Bonn und Münster, bis sämtliche aufklärungsaffinen Theologen aus den Universitäten vertrieben und die katholischen Bibelwissenschaften in einen 100jährigen Dornröschenschlaf versetzt wurden. Das muss hier nicht vertieft werden – darüber ist reichlich Literatur vorhanden.
Uns soll es hier allein um Reaktionen auf die „Jüdischkeit" Jesu gehen, auf die die Theologie bis in unsere Gegenwart hinein noch keine befriedigende Antwort gefunden hat. Wenn der sog. „irdische Jesus" Jude war und auch bleiben wollte, dann musste die christliche Theologie klären, was sie mit diesem Mann zu tun hatte. Wie konnte man dann seine Bedeutung für das Christentum retten?
Unter den theologischen Anhängern der Aufklärung galt als ausgemacht, dass Erlösung etwas anderes sein musste als ein supranaturaler Rettungsakt durch ein Himmelswesen. Das glaubten sie nicht mehr ernsthaft vertreten zu können. Deshalb stellten sie Jesus in erster Linie als einen Menschen und einen Lehrer dar, der die Menschen wahrhaft ethisches Verhalten lehren und sie so von der Sünde ihres Egoismus erlösen konnte. Aber nun war er auch noch Jude. Also einer, der, wie Heinrich Heine 1838 schrieb, zur „Sippschaft jener ungeschneuzten Langnasen gehörte, die man auf der Straße als Trödler herumhausieren sieht". Wie konnte man Jesus noch ernst nehmen, seit er mit allen Vorurteilen gegenüber Juden in Verbindung gebracht wurde?
Hierzu gab es in der Hauptsache zwei Strategien: Man stellte Jesus als einen ganz besonderen Menschen heraus, der alle übrigen Juden himmelhoch überragte. Als einen, der ethisch und geistig überlegen war, mit göttlichem Funken begabt, ein Virtuose der Gottes- und Menschenliebe, einer, der den engen Rahmen des Judentums einfach sprengte. Kurz: man präsentierte Jesus als „Antithese zum Judentum", wie es Susannah Heschel so treffend auf den Punkt gebracht hat.
Die zweite Strategie, die spiegelbildlich die erste ergänzte: Man stellte das Judentum zur Zeit Jesu als eine Religion dar, die sich längst überlebt hatte, spirituell unfruchtbar war und sich in den legalistischen Zwängen einer „Gesetzesreligion" verfangen hatte. Für Friedrich Schleiermacher etwa war „der Judaismus [...] schon lange eine tote Religion"; August Neander sprach von „erdrückenden Satzungen" und der „todten Schriftgelehrsamkeit" des Judentums, und Bernhard Duhm sah im Judentum eine „seltsame Verbindung der größten prophetischen Gedanken und der engherzigsten Beschränktheit."
Kurz: Um die Bedeutung von Jesus für das Christentum neu heraus-

zuarbeiten, musste Jesus nicht nur eine herausragende Gestalt sein – auch das Judentum seiner Zeit musste als ethisch minderwertig und religiös beschränkt qualifiziert werden. Um sich aus der Verlegenheit zu helfen, dass der Mensch Jesus Jude war, räumte man also nicht etwa die Vorurteile gegenüber dem Judentum beiseite, sondern zeichnete Jesus als Gegenfigur zu den Juden seiner Zeit. Und das hielt man dann für Theologie.

Anders gingen die Vertreter der jüdischen Aufklärung, der Haskala, mit dem jüdischen Jesus um: Etliche von ihnen forschten ebenfalls zum „Leben Jesu" und zum Judentum des 1. Jh. Ich erwähne hier nur den großen Abraham Geiger. Er und andere taten dies auch in der Hoffnung, mehr Achtung für das Judentum gewinnen zu können, wenn sie zeigten, dass auch der Heiland der Christen ein Jude war. Diese Hoffnungen aber zerplatzten bald. Ihre Forschungen zum „historischen Jesus" wurden von der christlichen Theologie entweder gar nicht zur Kenntnis genommen oder verächtlich abgetan – bis heute, muss man sagen, obwohl die jüdischen Forscher durch ihre bessere Kenntnis der rabbinischen Quellen wertvolle Beiträge zum Verstehen von Jesus leisten könnten. Rabbiner Walter Homolka wird völlig zu Recht nicht müde, auf den Skandal der christlichen Ignoranz gegenüber der jüdischen Gelehrsamkeit hinzuweisen. Zudem zogen sich noch manche der jüdischen Forscher im 19.Jahrhundert den Zorn christlicher Gelehrter zu, als sie die christliche Herabminderung des Judentums zur Zeit Jesu als völlig sachfremd kritisierten. Es war ja in Wahrheit eine höchst lebendige Zeit des jüdischen Geisteslebens. Aber christliche Professoren können sehr ungehalten reagieren, wenn man sie der Stümperei überführt.

Der Übergang vom Antijudaismus zum Antisemitismus war bei den christlichen Gelehrten fließend. Für den katholischen Leben-Jesu-Forscher Ernest Renan etwa war Jesus einer, der sich gegen seinen „Stamm" auflehnte und den „Bruch mit dem jüdischen Geist" vollzog. Renan glaubte allmählich, in den biblischen Texten „arische" und „semitische" Sprachfamilien unterscheiden zu können und beschrieb „das Christentum als arische Religion par excellence". Von hier bis zum Eisenacher Entjudungsinstitut in der Nazizeit war es kein großer Schritt mehr.

Sehr viel Judenfeindschaft unter den Theologen der Aufklärung und der Nach-Aufklärungszeit also. Wie aber sieht es bei denen aus, die der Aufklärung kritisch bis feindselig gegenüberstanden? Die die Leben-Jesu-Forschungen mitsamt den aufstrebenden Bibelwissenschaf-

ten für Unsinn hielten?
Katholischerseits stoßen wir in der neuscholastischen Theologie hauptsächlich auf die einfache Nichtbefassung mit den neuen Thesen und Fragen. Man geht nicht auf sie ein, man argumentiert nicht. Vornehmlich befasste man sich damit, die innere Stimmigkeit der christlichen Offenbarung herauszuarbeiten (wie z. B. Matthias Joseph Scheeben und Konstantin von Schaezler), zog sich ins katholische Milieu zurück und beklagte Rationalismus, Protestantismus, Liberalismus, Darwinismus usw. .
Eine zumindest indirekte Auseinandersetzung mit der Aufklärung findet sich in der berühmten Theologie der Vorzeit des Jesuiten Joseph Kleutgen. Wie schon der Titel des Werks anzeigt, sollte man sich besser nicht an den „Irrthümern" des „bösen Zeitgeistes" orientieren, sondern eben an der „Vorzeit", an Thomas von Aquin und vor allem der Thomas- Interpretation des Konzils von Trient. Gelegentlich nennt Kleutgen einige seiner Gegner beim Namen. Aber seine wesentliche Strategie beim Umgang mit dem Juden Jesus ist eine andere. Er erwähnt ihn in seinem über 2000-seitigen Werk mit keiner Silbe. Für Kleutgen gab es nur Jesus Christus, den Sohn Gottes, die zweite göttliche Person der Dreifaltigkeit. Er schrieb:
„das, was der Vater ist, ist der Sohn und der hl. Geist, durchaus dasselbe".
Zwar hielt er formell an der Zwei-Naturen-Lehre fest, wonach Jesus Christus zwar „unvermischt" ganz Gott und ganz Mensch ist. Trotzdem war der irdische Jesus für Kleutgen niemals ganz Mensch, sondern in allem immer auch Gott. Das zeige sich daran, dass er Wunder wirkte, dass er nicht sündigen konnte und dass er eine einzigartige unsterbliche Geistseele besessen habe. Und dementsprechend habe Jesus seine Weisheit und seinen Gottesbezug nicht aus dem Judentum geschöpft, nicht aus der jüdischen Bibel, sondern aus seinem Einssein mit Gott dem Vater.
Die Juden – das waren für Joseph Kleutgen allein die anderen. Diejenigen, die nicht verstanden oder verstehen wollten. Warum? „Weil", so schrieb Kleutgen, „sie keine Liebe zu Gott haben, sondern nach Ehre und Ansehen bei den Menschen trachten". Übrigens formuliert er hier unversehens im Präsens. Und deshalb, so sagt er es im Anschluss an Dionysios von Alexandria († 265), „seien die Juden des Gottesmordes schuldig". Wo also die Theologen der Aufklärung aus Jesus eine ethische Lichtgestalt und aus dem Judentum eine verkommene Meute machten, macht Kleutgen aus Jesus einen Gott-

menschen und aus den Juden als Kollektiv Gottesmörder.
Auf den Juden Jesus ging er wohl deshalb nicht ein, weil Jesu Zugehörigkeit zum Judentum, wenn sie einmal ausgesprochen war, nicht mehr dementierbar gewesen wäre. Allzu deutlich sind ja die biblischen Belege. Die Erwähnung der jüdischen Identität Jesu hätte eine Theologie nach Art Kleutgens intellektuell unmöglich gemacht. Deshalb wurde diese Identität nicht nur ignoriert, sondern aktiv beschwiegen.
Man könnte diese Art der Theologie auch beschreiben als Verfertigen einer Brille, die die Pharisäer, Schriftgelehrten und Sadduzäer oder auch die Juden insgesamt immer als Feinde oder Verräter Jesu zeigt – was sich aus den biblischen Texten ja nicht unbedingt herauslesen lässt. Diese Lesart führt am Ende zur angeblichen Ablehnung Jesu durch „die" Juden schlechthin, was schließlich sogar einen Karl Barth 1942 veranlasste, die Juden in ihrer Gesamtheit „als das von Gott verworfene Volk" zu bezeichnen, weshalb Israel sein Existenzrecht verloren habe und seine Existenz „nur noch ausgelöscht werden" könne.
Nach der Schoa waren solche Töne nicht mehr möglich. Papst Johannes XXIII. strich 1959 kurzerhand die Formulierung von den „treulosen Juden" („Pro perfidis Iudaeis") aus der Karfreitagsliturgie und zeigte damit, wie einfach Änderungen auch alter Traditionen möglich sind, wenn man es ernst meint.

Papst Johannes XXIII. strich 1959 kurzerhand die Formulierung von den „treulosen Juden" („Pro perfidis Iudaeis") aus der Karfreitagsliturgie und zeigte damit, wie einfach Änderungen auch alter Traditionen möglich sind, wenn man es ernst meint.

In der Theologie bemüht man sich seither weitgehend darum, Herabwürdigungen und Verurteilungen von Juden und Judentum zu vermeiden. Allerdings wurden auf diese Weise noch keineswegs die damit zusammenhängenden Argumentationsstrukturen überwunden. Der Jude Jesus störte weiterhin und musste in einen Gegensatz zum Judentum geschrieben werden. So zeichnete etwa der evangelische Systematiker Wolfhart Pannenberg Jesus als einen, der sich nicht scheue, der jüdischen Tradition der Mose-Offenbarung „frei gegenüberzutreten, im Vertrauen, dass er darin in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes handle". So konstruiert Pannenberg umstandslos einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Jesus und Gott auf der einen Seite und der jüdischen Tradition und Mose auf der anderen Seite.
Kardinal Gerhard L. Müller spricht indessen zwar davon, dass der

Glaube Jesu im Judentum zutiefst verwurzelt sei – wobei auch er von Jesu „Herkunft“ redet, nicht von seiner Zugehörigkeit oder Identität. Trotz dieser Verwurzelung mache aber die Gottesanrede „Abba“ durch Jesus eine einzigartige „Offenbarungs- und Willenseinheit mit Gott“ deutlich – ein exklusives Sohnesverhältnis gegenüber Gott, das andere Juden in diesem Sinn nicht gehabt hätten. Müller schrieb dies in seiner Katholischen Dogmatik zu einer Zeit, in der diese berüchtigte Abba-These des Neutestamentlers Joachim Jeremias von der Bibelwissenschaft längst demontiert worden war.
Nach den Erkenntnissen der Bibelwissenschaft bezeugt der Ausdruck „Abba“ keineswegs ein besonderes Gottesverhältnis Jesu; es ist ein Ausdruck, der zur Zeit Jesu als Gottesanrede unter Juden weitverbreitet war und auch heute noch in klassischen jüdischen Gebeten verwendet wird. Jesus bediente sich einer zu seiner Zeit gängigen jüdischen Gottesanrede. Sieht man also näher hin, wird aus dem vermeintlichen Beweis für Jesu Sonderstellung gegenüber dem Judentum eher ein Beleg für seine Jüdischkeit. Aber deshalb lassen sich auch bis heute nur wenige Systematiker von der Bibelwissenschaft informieren oder gar belehren. Das Verhältnis zwischen den Fächern ist stark gestört. Etliche Alt- und Neutestamentler sprechen von einem Trauerspiel.
Zuletzt noch ein kurzer Blick auf den Theologen Joseph Ratzinger. Auch er bedient sich einer Rhetorik des Respekts und der Wertschätzung gegenüber dem Judentum. Aber – wie ein später Nachfahre von Joseph Kleutgen – hat er es in seiner Jesus-Trilogie unternommen, den, wie er es nennt, „göttlichen Anspruch Jesu“ in allen kanonischen Evangelien nachzuweisen. So ist Jesus in Ratzingers Darstellung letztlich kein gläubiger, praktizierender Jude – Jesus habe sich vielmehr „selbst als die Tora – als das Wort Gottes in Person“ verstanden.
Ratzinger konstruiert seinen Jesus also nicht schroff gegen das Judentum, sondern konziliant als die einzig wahre Vollendung des Judentums und des Bundes mit Gott. Auch so kann man mit dem Gottessohn den Juden Jesus auslöschen und der Judenheit darüber hinaus noch verklausuliert zu verstehen geben, sie hätte durch ihre Ablehnung Christi letztlich die Tora abgelehnt, also den Bund mit Gott gebrochen und ihre Erwählung zurückgewiesen. Und das habe eben Folgen, wie es die Juden mit der Zerstörung des Tempels von Jerusalem und der Zerstreuung in die Diaspora dann auch erlebt hätten.
Letzteres schrieb Ratzinger 2018 in seinem Aufsatz Gnade und Beru-

fung ohne Reue. Es ist ein klassischer Topos der Judenfeindschaft: Die Juden haben sich ihr Unglück selbst zuzuschreiben. Man muss wohl dankbar sein, dass er das nicht schon in seiner Zeit als Papst rausgehauen hat.
Damit sind wir in der Gegenwart angelangt. Und es ist vielleicht deutlich geworden, dass die Theologie auch dann judenfeindlich sein kann, wenn sie vor Worten des Respekts und der Wertschätzung gegenüber dem Judentum nur so überfließt. Und wir haben es wohl auch nicht bloß mit schlechten Menschen zu tun, die hinter diesen Elaboraten stehen, mit Hasspredigern, mit Gesinnungstätern. Man sollte die Sache nicht allzu sehr personalisieren. Die Darstellung Jesu als eines Gottmenschen, der, offenbar anders als alle übrigen Juden, eine sehr innige Gottesbeziehung habe, hat eine spezielle Funktion für die christliche Theologie: Auf ihr ruht – bei Pannenberg, Müller, Ratzinger u. a. – ein Gutteil der Argumentation für eine Christologie der übernatürlichen Gottessohnschaft. Anders scheint es nicht zu gehen – sonst gleitet Jesus unversehens ins Judentum zurück.

III

Mit der Profilierung des Gottessohns gegenüber dem Juden Jesus ging außer dem menschlichen Antlitz Jesu aber noch etwas anderes verloren: das für das Judentum charakteristische Weltverhältnis. (Übrigens nicht erst seit der Aufklärung – wie etwa Johann Baptist Metz gezeigt hat.)
Mit diesem „charakteristischen Weltverhältnis" meine ich: die Leidenschaft für die konkreten Angelegenheiten in diesem Leben, für Recht und Gerechtigkeit, für Solidarität mit den Verfolgten und Ausgebeuteten, für die Einsamen, Kranken und Gefangenen. Den Einsatz für das Himmelreich auf Erden, wie der britisch-israelische Rabbiner David Rosen gerne sagt.
Viele Christen und Christinnen zucken da ein bisschen zusammen, wenn sie das hören. Himmelreich auf Erden – das klingt für christliche Ohren immer ein bisschen ungehörig. Ist das nicht anmaßend? Riecht das nicht nach „Selbsterlösung"? Ist das nicht auch zu materialistisch gedacht? Soziale Tätigkeit, Barmherzigkeit – schön und gut, heißt es oft, aber sollten wir uns nicht vielmehr um geistige Werte kümmern? Um den *reditus* aus dieser Welt zurück zu Gott, wie Ratzinger sagt? Um „Entweltlichung"?
Hier ist mit dem Juden Jesus dem Christentum das emphatische Verhältnis zur Welt verlorengegangen. „Welthandeln ", wie der merk-

würdige Ausdruck wohl lautet, ist bestenfalls ein schöner Zusatz zum Glauben, ein Anhängsel, etwas, das „auch" sein Recht hat, aber keineswegs das wesentliche Feld, auf dem Glaube sich realisiert.
Papst Franziskus versucht, das wieder ins Lot zu bringen, aber wenn er beispielsweise über den Skandal des Menschenhandels und die Umweltzerstörung spricht, werfen viele ihm eine unzulässige „Politisierung des Glaubens" vor. Er solle sich doch lieber um die „genuinen" Themen des Glaubens kümmern.
Hier sehe ich in der Tat den tiefen theologischen Kern der sog. Kirchenkrise: Als die Christen sich vom Judentum und dem Juden Jesus abgewandt und dem *Christus Pantokrator* zugewandt haben, ist ihnen die Leidenschaft für das Reich Gottes *auf Erden* weitgehend abhandengekommen – und damit die Bedeutung des Christentums für immer mehr Menschen. Die Kirche als Anstalt der Heilsvergewisserung interessiert immer weniger Menschen. Diejenigen aber, die wirklich hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, haben längst auf der *Seawatch* angeheuert, kämpfen um den Erhalt des Dannenröder Forsts, streiken für das Klima oder arbeiten mit amnesty international für die Freilassung von zu Unrecht Inhaftierten.
Damit sage ich gar nicht, dass die Kirche zu einer weiteren Menschenrechtsorganisation werden soll, aber die Kirche muss wissen, wo sie hingehört, wenn die Schöpfung Gottes zerstört und Menschen um ein würdiges Leben gebracht werden. Sie muss sich klar positionieren und den Mund aufmachen – um Gottes Willen.
Der Kern des Problems ist nicht das mangelhafte Marketing der Kirche oder die merkwürdige Sprache, an der sie angeblich „verreckt" – sie verreckt vielmehr an ihrer antijüdischen und weltfernen Theologie, was die zwei Seiten derselben Münze sind.
Was heißt das? In der christlichen Theologie müssen alle nur denkbaren Anstrengungen unternommen werden, die judenfeindlichen Versatzstücke aus unseren theologischen Reflexionen herauszubekommen – aus Respekt für unsere jüdischen Freunde und Freundinnen, aber auch um unserer selbst willen.
Es gibt ja bereits ehrenwerte Versuche, die christliche Theologie so zu formulieren, dass ihre wesentlichen Lehren nichts Anstößiges mehr für Juden und Jüdinnen enthalten. Man kann aber noch ein paar Schritte weitergehen. Man kann die christliche Theologie auch neu als eine in sich dialogische Angelegenheit entwerfen. Darin sehe ich die große Lebensleistung des katholischen Theologen Hans Hermann Henrix. Eine Theologie, die weiß, dass sie ohne die jüdischen Ge-

sprächspartner, ohne die jüdische Gelehrsamkeit nichts ist. Eine Theologie, die nicht selbst schon alles weiß, sondern die Perspektiven der anderen braucht, um besser zu verstehen, mit wem wir es beim Gott Jesu, dem Gott Israels, zu tun haben.

Insgesamt, denke ich, dürfte die christliche Theologie nicht mehr so zwanghaft darauf bedacht sein, ihre nächsten Schritte nur im Einklang mit ihrer Tradition zu wagen. Das Gewicht der Tradition ist inzwischen viel zu erdrückend und lähmend. Und sie enthält nicht nur Gutes, wie wir gesehen haben.

Warum nicht in den biblischen Büchern ganz frisch die Diskurse erheben, die den Gott Israels erkennbar machen als den Gott, der „die Schreie seines Volkes hört" (vgl. Ex 3,7), der seine Menschen aus der Sklaverei führt? Warum nicht, anstatt nur von Jesu „jüdischer Herkunft" zu reden, ihn und sein jüdisches Denken endlich besser kennenlernen? Warum nicht die urjüdischen Konzepte vom Messias und vom Gottessohn neu durchdenken auf ein erneuertes Heilsverständnis hin, das Juden, die ihrem Glauben treu bleiben, den eigenen Weg zum Heil nicht abspricht?

Wenn die Theologie nicht mehr verstanden wird als Verwaltung ewiger Wahrheiten, die sich ohnehin von Jahrhundert zu Jahrhundert geändert haben, dann könnte sie endlich „weltlich" werden: Sie könnte zu einer Theologie werden, die im Bewusstsein ihrer Geschichtsgebundenheit und unter Aufbietung aller ihrer Kräfte über unser Leben und seine Gefährdungen nachdenkt, über unsere falschen und richtigen Werte, zu einer Theologie, die ihre besten analytischen Mittel einsetzt, um die brennendsten Probleme dieser Welt zu verstehen und neue Quellen unserer Handlungsfähigkeit zu erschließen. Kurz: zu einer im besten und ernsthaftesten Sinne *antwortenden* Theologie!

Wird das den massenhaften Exodus aus den christlichen Kirchen stoppen? Sicher nicht. Die Entwicklung hat längst eine eigene Dynamik und die Menschen, die ihren Hunger und Durst nach Gerechtigkeit realisieren wollen, haben längst andere Orte und Wege gefunden. Die Entwicklung wird über die verfassten Kirchen hinweggehen, und auch die theologischen Fakultäten werden – so bedauerlich das für die Zukunft eines aufgeklärten, selbstkritischen Christentums sein mag – in den kommenden Jahrzehnten verschwinden.

Aber in der Zwischenzeit können alle in der theologischen Ausbildung und Forschung Stehenden daran arbeiten, Ressourcen bereitzustellen für eine Gestalt des Christentums, das ohne Judenfeindschaft, Rassismus, Sexismus und Homophobie auskommt. Doch die Zeit läuft. Die

wissenschaftsfeindlichen fundamentalistischen Strömungen des Christentums werden in den kommenden Jahrzehnten weiter Zulauf erhalten. Noch aber können wichtige, dialogisch gestimmte Positionen in die Diskurse eingebracht werden. Es gibt viel zu tun.

Der Text samt Quellenangaben ist nachzulesen unter folgendem Link:
http://www.freckenhorster-kreis.de/

Norbert Reck Dr. theol., ist freier Autor und Übersetzer. Er ist Mitglied im Gesprächskreis Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Von 2000 bis 2016 war er verantwortlicher Redakteur der deutschen Ausgabe der internationalen Zeitschrift »Concilium«.

Zeitenwende Auferstehung

Hans Kessler: Auferstehung? Der Weg Jesu, das Kreuz und der Osterglaube, Ostfildern 2021. 203 S.

„Zeitenwende" ist das Leitwort dieser fk-Informationen. Dazu passt die Rezension dieses Buches: Auferstehung – *die* Zeitenwende für die Glaubenden vom Leben hier und jetzt zum Leben durch den Tod hindurch. 1985 und 1995 hat Hans Kessler bereits umfangreiche Bücher über dieses Thema geschrieben. Doch er liest und hört jetzt soviel Unsinniges von Theologen und Nichtglaubenden, dass er nun seine langjährige Beschäftigung mit diesem Thema „für zweifelnde und fragende Zeitgenossen", für „Kirchenferne", „Religionslehrer und Prediger" und deren „Hörer*innen und Schüler*innen" (9) so zusammenfassen will, dass jede/r es auch ohne theologische Vorbildung verstehen kann. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung steckt in den Anmerkungen (171-201).
Kapitel 1 „Der Weg Jesu bis zur Kreuzigung" (15-52) fragt nach dem, was wir verantwortlich über den historischen Jesus sagen können. Neben den außerchristlichen Zeugnissen geht es besonders um die neutestamentlichen Schriften und da um die Evangelien. Markus beginnt

mit dem öffentlichen Auftreten Jesu. Die „legendarische(n) Vorgeschichten“ bei Lukas und Matthäus wollen mit „erzählerischen Mitteln die göttliche Bedeutung Jesu“ signalisieren (20), geben also keine historischen Informationen. Jesus ist in Nazareth geboren, einem kleinen Ort mit höchstens 400 Einwohnern, und hat mehrere namentlich genannte leibliche Brüder und mehrere Schwestern (22). Das Johannesevangelium ist eine „hochtheologische Meditation“ um das Jahr 100. Jesus hat nicht so gesprochen (20). In alle Evangelien sind sicher historische Erinnerungen eingeflossen, aber sie sind vom Osterglauben her geschrieben, weil die Autoren von Jesu „bleibenden Gegenwart und Bedeutung für alle überzeugt sind“ (21).

In alle Evangelien sind sicher historische Erinnerungen eingeflossen, aber sie sind vom Osterglauben her geschrieben,...

Zu den gesicherten historischen Fakten gehören nach Ansicht von Kessler die Taufe Jesu durch Johannes am Jordan. Jesus trennt sich dann aber von der drohenden Gerichtsbotschaft des Johannes und vom Täuferkreis und erlebt und verkündet eine neue Botschaft, „weil Gottes (gute, heilsame) Herrschaft genaht ist und die Menschen erreichen will“ (24). „Ich habe den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen sehen… freut euch, dass eure Namen in den Himmeln verzeichnet sind.“ (Lk 10,18.20) Dieses eigenartige Wort gilt auch „kritischen Forschern als authentisch“ (25). Was die Wende Jesu von der Gerichtsbotschaft des Johannes zur Botschaft vom guten Reich Gottes, das schon angebrochen ist, ausgelöst hat, bleibt verborgen. Jesus „lebt eine ganz erstaunliche Nähe zu Gott“ und „wagt es zu dem unbegreiflich heiligen Gott ábba (lieber Vater) zu sagen… Eine Revolution im Gottesverständnis!“ (26)

Jesu Grunderfahrung: „Gott, der heilige Urgrund der Wirklichkeit, sei Güte, und diese Güte gilt *allen*, voran den Bedürftigen, Nichtbeachteten, Ausgegrenzten“ (29). Das zeigt sich auch in den Heilungstaten Jesu. „Auch der kritischen Forschung gelten *Krankenheilungen und Exorzismen* als gesichert“ (33), wenn sie auch später erzählerisch gesteigert und symbolisch ausgestaltet wurden.

Jesus sammelt Jünger, die mit ihm durch die Dörfer ziehen und die er auch selbst aussendet, „das Evangelium zu verkünden und zu heilen, *heilsam* zu wirken und so andere darauf hinzuweisen…: Gott(es Güte) beginnt zu herrschen“ (35). Jesus ist ein Revolutionär der Gewaltlosigkeit und Liebe (36) und hat ein „befreiendes Verhältnis zu Frauen, nimmt – damals ungewöhnlich – auch Frauen in seine Gefolgschaft auf“ (37). Die Güte Gottes gilt allen, ohne Grenzen. Konsequenter-

weise entschränkt Jesus die Nächstenliebe bis zur Feindesliebe…., besser zur *Ent*feindungsliebe“ (38).
Warum aber wurde er gekreuzigt? Sein Leben und Wirken waren ungewöhnlich, anstößig, aber nicht todeswürdig (40). Der entscheidende Anstoß lag in dem *„Anspruch* im Namen und an Stelle Gottes so zu handeln“ (40). Das spitzt sich zu in der Auseinandersetzung mit dem Tempel, seiner religiösen und gesellschaftlichen Bedeutung als Herrschaftszentrum mit einer priesterlichen Machtelite, zugleich sogar als Bank und Geschäftszentrum (41). Der Hohepriester und seine Gefolgschaft hatten sich mit der römischen Besatzung arrangiert und sorgten für die Ordnung im Land, besonders eben in Jerusalem und dem Tempel. „Dieser Kreis verschwor sich gegen Jesus und beschloss, ihn zu beseitigen“ (42). Aber sie konnten kein Todesurteil fällen. Das konnte nur der römische Statthalter. Deswegen musste die herrschende religiöse Klasse Jesus mit seiner Botschaft von der Gottesherrschaft als Aufruhr gegen die römische Herrschaft darstellen. Die Auseinandersetzung Jesu mit dem Tempelbetrieb gab dazu den Anlass. „Bei Aufruhr gab es für den Römer Pilatus kein langes Fackeln: Er war es, der Jesus als Aufrührer zum Tod am Kreuz verurteilte.“ (43) Die Evangelien versuchten später gegen Ende des 1. Jahrhunderts Pilatus etwas zu entlasten, um Schwierigkeiten mit dem römischen Reich zu vermeiden. Die Messiasfrage spielte in der Verhandlung zwischen der Tempelhierarchie und den Römern keine Rolle. (43)

„Am Donnerstagabend, am Beginn des 14. Nisan, also am Vortag des Passahfestes, speist Jesus zusammen mit den Aposteln… zum letzten Mahl. Es war kein Passahmahl, noch fand die Einsetzung der Eucharistie statt.“

„Am Donnerstagabend, am Beginn des 14. Nisan, also am Vortag des Passahfestes, speist Jesus zusammen mit den Aposteln… zum letzten Mahl. Es war kein Passahmahl, noch fand die Einsetzung der Eucharistie statt.“ (46) Jesus wird mittags am Vortag des Passahfestes gekreuzigt. Wegen des beginnenden Festes wird sein Tod festgestellt und er wird bestattet. „Der irdische Weg des Juden Jesus von Nazareth endet am Kreuz und im Grab.“ (47)

Bei der Kreuzigung Jesu war kein Jünger dabei, nur einige Frauen sahen von ferne zu. Die Jünger flohen oder gingen zurück nach Galiläa. Aber einige Zeit später waren sie wieder in „dem für sie sicherlich nicht ungefährlichen Jerusalem. Sie gründen die Urgemeinde, behaupteten, Gott habe Jesus ‚erweckt‘, und habe ihn zu sich erhöht, Jesus ‚lebe‘ (in der Dimension Gottes), sei von Gott her verborgen ge-

genwärtig.... Es muss also was passiert sein, was diese Wende im Verhalten der Jünger auslöste." (48) Selbst sein Bruder Jakobus, der sein Verhalten ja abgelehnt hatte, stößt zur Urgemeinde in Jerusalem. Paulus wandelt sich vom Verfolger zum glühenden Verkünder der befreienden Botschaft Jesu. Die frühen Texte der Urgemeinde sagen, dass Jesus nach seinem Tod einigen Jüngerinnen und Jüngern „erschienen" sei und sie hätten ihn als lebendig und gegenwärtig erfahren. Das, was diese knappen Worte nur andeuten, das wird „dann Jahrzehnte später breit ausgemalt und inszeniert in bunten Erscheinungserzählungen, die wir am Ende der Evangelien finden, und welche die Vorstellungen in den Köpfen prägten." (48) Das sind also „keine historischen Reportagen der Osterereignisse" (49).
Das ist das Fazit: „Der Mensch Jesus realisiert das wahre Verhältnis zu Gott wirklich, er ist *der Gott ganz entsprechende Mensch* (= der wahre Sohn Gottes), frei von aller Eigensucht, ganz offen für Gott und gerade so auch offen für die anderen." (50) Matthäus und Lukas bringen das in ihren symbolischen Erzählungen von seiner Menschwerdung zum Ausdruck, Paulus und Johannes brauchen die Jungfrauengeburt nicht, sondern sie sehen die Gottessohnschaft Jesu tiefer begründet, im Innersten Gottes selbst (51).
Das 2. Kapitel „Ist Jesus überhaupt am Kreuz gestorben?" (53-63) beschäftigt sich mit den Hypothesen eines Scheintodes von Jesus oder einer Verwechselung mit Simon von Cyrene, der anstelle von Jesus hingerichtet worden sei.
Das 3. Kapitel „Die Osteraussagen des Neuen Testamentes – wie sind sie zu verstehen?" (65-106) erläutert die zwei Textsorten im NT zum Osterereignis: die kurzen alten Osterbekenntnisse und die späteren Ostererzählungen. Die Kurzformel „Gott hat Jesus vom Tode erweckt" reicht bis in die Zeit unmittelbar nach seinem Kreuzestod zurück, etwa in das Jahr 32. Welche Erfahrungen haben diesen Umbruch, diese Zeitenwende bei den Jüngern, bei Paulus und dem Herrenbruder Jakobus bewirkt? Was heißt „er erschien", „er ließ sich sehen"? Es ging offenbar um den „*Einbruch Gottes in das Innere der Existenz* und das *ganzmenschliche Ergriffensein* des Betroffenen" (98), mehr können wir nicht aussagen. „Wir wissen nicht, was die Osterzeugen genau erlebt haben." (119)
Die Osterzählungen von Matthäus, Lukas und Johannes inszenieren und veranschaulichen sehr unterschiedlich das frühe Bekenntnis und sind nach dem Jahr 70 entstanden (68). Ob darin alte Erinnerungen eingeflossen sind, ist möglich, aber im Einzelnen nicht mehr feststell-

bar. Ein Zeitplan (69) ordnet die verschiedenen Osteraussagen vom Jahr 32 bis zur Zeit nach dem Jahr 100. „Auferweckung", „Auferstehung", „Erhöhung", „Entrückung" sind sprachliche Versuche, das Unaussprechbare zu verbalisieren. Das leere Grab ist Teil dieser späten Erzählungen und war nicht der Ursprung des Osterglaubens. Ob also das Grab faktisch leer gewesen ist oder nicht, wissen wir nicht (87), ist aber auch nicht entscheidend. Denn: „Auferstehung meint *nicht* Wiederbelebung des Leichnams, sondern die Entrückung der *Person*, ihre Verwandlung und ihr Eintreten in die ganz andere Dimension Gottes," (80) Bestätigung seiner Botschaft vom Reich Gottes durch Gott selbst.

Damit ist auch schon die Substanz des **4. Kapitels „Wie kam es zur Entstehung des Osterglaubens?"** (107-124) skizziert.

5. Kapitel: „Was Auferstehung heute bedeuten kann" (127-170). Hier geht es zunächst um die grundlegende Voraussetzung des Glaubens an die Auferweckung Jesu: die Frage nach Gott. *„Wir können über alles hinausfragen."* (128) Die offene Frage nach dem Urgrund von allem, was ist, auch nach dem Urgrund meiner Existenz, dass ich überhaupt da bin. „Wir können Gott nicht begreifen oder gedanklich fassen, sondern nur *auf ihn* zu denken." (133) Aber wenn er der Urgrund von allen personalen Wesen ist, „dann muss er die *Qualität* des Personalen (Intelligenz, Selbstbewusstsein, Wille, Beziehungsfähigkeit) in sich haben, und zwar in eminenter Weise." (135) Deswegen wird „die *Möglichkeit von Offenbarung* denkbar."(138) Die Wirklichkeit von Offenbarung bezeugt die Bibel.

Auferstehung bedeutet dann „d*as Aufgenommen-werden der Person in die radikal andere, transzendente, himmlische oder Ewigkeits-Dimension Gottes"* (142) Die Auferstehung Jesu ist uns entzogen. Historisch-kritisch ist aber sicher: Die *„Behauptungen von Ostererfahrungen sind historisch feststellbar."* (143) „Der auferweckt-erhöhte Jesus ist derselbe wie der gekreuzigte Jesus," aber anders und anders da als der irdische Jesus (144). Deswegen geht es biblisch um die Identität der Person „samt ihren Beziehungen zu Gemeinschaft und Welt, *nicht* jedoch um eine *materielle* Identität mit dem begrabenen oder vernichteten Körper."(148f) „Es wird nicht das Frühere wiederhergestellt und festgeschrieben, vielmehr wird alles verwandelt: heil-gemacht, geläutert, zurecht-gebracht, ‚ge-richtet', erlöst, einer erfüllenden Vollendung zugeführt." (150) Das alles geschieht im Tod, nicht irgendwann danach, weil es ein „danach" im zeitlichen Sinne nicht mehr gibt. *„Dürfen wir das überhaupt zu hoffen wagen:* die Wandlung, Rettung und Versöh-

nung *aller*? Andererseits: Mit weniger kann sich die Hoffnung auf den Gott Jesu nicht zufrieden geben." (161)
Was heißt das für uns heute? Wenn in Jesus das Reich Gottes begonnen hat, präsent geworden ist und durch die Auferweckung Jesu von Gott bestätigt wurde, dann gilt das auch heute, „wo der Mensch den anderen liebt und das Gerechte tut" (167). „An Jesus orientiertes Christentum ist Aufsteh-Religion, nicht bloß Auferstehungs-Religion" (169), weil es die Welt jetzt schon verändert. „Ohne Gott gibt es keine Auferstehung der Toten. Und ohne Gott fehlt auch unserem Aufstehen für mehr Gerechtigkeit die entscheidende Basis und Kraftquelle." (170 – Schlusssatz)
Resümee: Ich habe ausführlich zitiert (die *kursiv* geschriebenen Worte sind auch im Original kursiv), da es sich im Ansatz um eine konsequente und hilfreiche Christologie und Theologie von unten handelt, also nicht von dogmatischer Höhe herab. Kessler geht von den Menschen, ihren Erfahrungen und ihrem Selbstverständnis aus, soweit wir das aus den Quellen erkennen können: vom Menschen Jesus von Nazareth und von den Menschen, die ihm gefolgt sind und die für uns zu Auferstehungszeug*innen wurden. Kessler nimmt viele heutige Fragen zu diesem Thema auf, gibt exegetisch und theologisch verantwortbare Antworten darauf und lässt Fragen offen, wo wir Menschen noch unterwegs sind. Er schreibt in einer Sprache, die für interessierte Leser*innen einfach und verständlich ist, auch dort, wo sonst vor allem Dogmatiker komplizierte Umwege gehen, um das Unsagbare doch noch zu erklären. Wer weiter fragen will, kann sich auf die Anmerkungen beziehen und auf die dort reichlich angebotene wissenschaftliche Diskussion. Der Glaube an die Auferweckung Jesu bleibt die Grundlage des christlichen Glaubens. Ohne diesen Glauben gäbe es die Schriften des NT nicht und die Jüngerschaft Jesu wäre als kleine jüdische Gruppe längst vergessen.
Was „Auferstehung" wirklich bedeutet, wird für die daran Glaubenden und darauf Hoffenden erst offenbar, wenn sie selbst daran teilnehmen dürfen. Bis dahin sind wir unterwegs mit dem gläubigen Vertrauen, dass der Auferstandene – oft unerkannt oder missverstanden – mit uns unterwegs ist, wie mit den beiden Jüngern auf dem Weg nach Emmaus, und dass sein Reich, das Reich der Güte und Gerechtigkeit Gottes, seiner Liebe zu allen Menschen, immer schon in unserem Einsatz für die Ausgegrenzten und Armen, für Gerechtigkeit, Ver-söhnung und Frieden beginnt.
Ich bin fest davon überzeugt, dass viele Menschen sagen, dass sie

nicht an die Auferstehung Jesu und die verheißene Auferstehung aller glauben, weil sie ein falsches Bild davon haben, das von der darstellenden Kunst, vielen Liedern, Andachtsbüchern und Predigten geprägt ist, als ob es sich bei den Grabes- und Erscheinungserzählungen um fotografierbare Reportagen handele. Ihnen sei dieses Buch besonders empfohlen.
Das Buch von Hans Kessler ist eins der besten theologischen Bücher, die ich seit langem gelesen habe, ohne Umschweife ehrlich, zentral an Jesus und an uns Menschen interessiert und engagiert, eine gute Grundlage für unseren Glauben und unser Handeln aus dem Glauben heute.

Ferdinand Kerstiens

Ferdinand Kerstins, Mitbegründer des Freckenhorster Kreises, Pfr. em.

Verdrängte Blockaden der katholischen Kirche
Was die katholische Kirche noch immer verdrängt

Hermann Häring

I. HANS KÜNGS ERBE
Am 06. April 2021 ist Hans Küng verstorben. War er Kirchenkritiker? Großer Theologe? Streitbarer Geist? Rastloser Sucher? Alle diese Etiketten greifen zu kurz. Hans Küng war ein Multitalent und glänzender Kommunikator, in der Gregoriana mit einem universalen Wissenskanon ausgebildet. Allerdings war ihm klar: Sämtliche Wissenssysteme waren im Umbruch, auch deren theologische Durchdringung war neu zu leisten. Mit ungeheurer Energie und einer glühenden Leidenschaft wollte er die neuen Grenzen ausloten.
Ich beschränke mich hier auf seinen Kampf für eine wahrhaftige, glaubwürdige, schrift- und zeitgemäße Kirche, für die er alles aufs Spiel setzte, und es war – spätestens 1980 – seine Entdeckung, dass die Kirche für die Welt da zu sein hat und nicht umgekehrt. Bei aller Themenvielfalt (Rechtfertigung-, Christus- und Gotteslehre, Leben nach dem Tod, Naturwissenschaften und Kultur, Paradigmentheorie, Weltreligionen, Weltwirtschaft und Weltethos) war es immer wieder die Reform der Kirche, auf die er zurückkam. *Konzil und Wiedervereinigung* war eines seiner ersten programmatischen Bücher. Vor zehn Jahren

erschien sein letzter programmatischer Ruf unter dem beinahe verzweifelten Titel: *Ist die Kirche noch zu retten?* Zwei Jahre später durchschreitet sein Buch *Sieben Päpste. Wie ich sie erlebt habe* (2013) noch einmal den Erfahrungshorizont, aus dem Küng agierte. Und in seinem letzten Brief an Papst Franziskus kurz vor Weihnachten bedauert er, dass die Kirche nicht die Größe habe, ihn zu rehabilitieren. Er verlangte dies nicht um seiner Person, sondern um der Sache willen. Er wusste sich immer als Mitglied seiner konkreten Glaubensgemeinschaft, aber mit ihren Strukturen, ihrer Exklusivität und ihrer Rechthaberei konnte er sich nie versöhnen.

Was Küng schon lange voraussah, ist inzwischen eingetreten: Die römisch-katholische Kirche ist in schwere Wasser geraten und es ist fraglich, ob der Synodale Weg Rettung bringt, denn zuvor müssten folgenschwere Grundentscheidungen aufgearbeitet werden. Sie reichen weit in die Geschichte der Kirche zurück und berühren die innersten Glaubenskonstellationen. Sie machen die Botschaft Jesu unkenntlich und führen heute zu einem massiven Relevanzverlust von Christentum und Kirchen. Wir müssen diese Fehlentwicklungen endlich offen zur Kenntnis nehmen, vielleicht in genauen Analysen aufspüren, sie aus zeitgenössischer Perspektive beurteilen und daraus die notwendigen Folgerungen ziehen.

Diese Verdrängungen lassen sich in viele Facetten aufgliedern. Hier beschränke ich mich – ganz im Geiste von Hans Küng – auf *vier zentrale historische Fehlentscheidungen,* die sich zu gewaltigen Blockaden aufgetürmt haben. Oft werden sie als Sternstunden des Katholizismus beschrieben, doch das ist ein gewaltiger Irrtum. Allmählich haben sie alle kirchlichen Aktivitäten vergiftet, zu lähmenden Komplexen geführt und jede nachhaltige Erneuerung blockiert, wie verschwiegene Familiengeheimnisse es eben tun.

Solange wir sie nicht hier und jetzt selbstkritisch bearbeiten, wird auch der Synodale Weg keinen Schritt weiterkommen. Ich fürchte, dass dieses Unternehmen nicht entschieden genug in die Tiefe geht. Denn in Wirklichkeit führte uns unsere Geschichte Epoche um Epoche tiefer und unmerklich in eine babylonische Gefangenschaft hinein, die heute in einem vormodernen und weltfremden Sektierertum gipfelt. Ich spreche von (1) einem autoritären Überlegenheitskomplex, (2) einer archaischen Erlösungspraxis, (3) einem toxischen Intimitätszwang und (4) einer panischen Gegenwartsangst. Diese Phänomene sind in ihren strukturellen, sozialen und psychischen Dimensionen eng miteinander vernetzt. Deshalb lassen sie sich nur ganzheitlich, also zusammen

auflösen.

II. PATHOLOGISCHE PRÄGUNGEN

1. Autoritärer Überlegenheitskomplex (Beherrschung der Strukturen)

Im vierten Jahrhundert mutiert die Kirche von einer prophetischen, aus Gottes Geist lebenden Gemeinschaft zu einer Volks- und Staatskirche. Sie verlegt ihre Freiheitshoffung ins Jenseits und verliert ihre widerständig prophetische Kraft; die purpurgeschmückten Bischöfe fungieren als Staatsbeamte und Ordnungshüter, Belehrer und Bevormunder des unmündigen Volkes. Hans Küng hat diese Entwicklung schon 1967 in *Die Kirche* analysiert.

Diese Rollen sind den Kirchenführern zur zweiten Natur geworden; ihr Wesensvorrang gegenüber den nur Getauften ist dogmatisch verankert. Noch heute gebärden sich diese (mit Wappen, Mitra und Stab geschmückten) Herren als die Rätsellöser der Welt, als ob sie im Namen Gottes auch die innersten Geheimnisse von Mensch und Welt kontrollieren könnten. So fügten sie sich glänzend in die gesellschaftlichen Vorstellungen eines patriarchalischen Ständestaats ein und zogen aus deren eingefleischten Vorurteilen reichen Nutzen. Dementsprechend hat ein feingesponnenes Netz von Argumenten und Interpretationen die Botschaft Jesu domestiziert, verharmlost und zu einem geschlossenen obrigkeitsfreundlichen Konstrukt verfälscht. Immer sublimer wird der kirchliche Auftrag mit einer Macht verkoppelt, der Menschen sich unterzuordnen haben.

Dies verhöhnt die prophetische Leidenschaft Jesu, der keine Kirche gründen, sondern das Zusammenleben vermenschlichen und einen Neubeginn initiieren wollte. Es gibt keinen „kirchlichen Stifterwillen" Jesu, sondern seine Lebenspraxis, in der Gottes Wille und Wirklichkeit gegenwärtig sind.

Dies verhöhnt die prophetische Leidenschaft Jesu, der keine Kirche gründen, sondern das Zusammenleben vermenschlichen und einen Neubeginn initiieren wollte. Es gibt keinen „kirchlichen Stifterwillen" Jesu, sondern seine Lebenspraxis, in der Gottes Wille und Wirklichkeit gegenwärtig sind.

Die aktuellen Folgen dieser Verfälschung sind offensichtlich. Die Überzeugungskraft des christlichen Glaubens ist weitgehend dahin und wider besseres Wissen interpretieren die Kirchen den allgegenwärtigen Säkularisierungsprozess nicht als Machtverfall einer hochorganisierten Kirche, sondern als Glaubensverlust.

Nachhaltige Hilfe bringt in dieser Situation nur die Verabschiedung von unseren kirchlichen Machtverhältnissen. Macht ist nicht als Überordnung zu denken, sondern als sachbegründete, bedingungsoffene und von einer Vision geleitete Partizipation. Sie kann nur von Gemeinschaften ausgehen, die vor Ort agieren und sich die Dienstbereitschaft Jesu zum Maßstab nehmen.

2. Archaische Erlösungspraxis (Beherrschung des Glaubens)

Der Übergang von der Spätantike zum Mittelalter führt zu einer unbiblischen und weltpessimistischen Sakralisierung der Kirche. Schon früh hat sie Heiligkeit und Göttlichkeit mit einem Opfertod Christi verkoppelt, der die gesamte sündige Menschheit aus einer Universalschuld rettet. Der zerfallende antike Tempeldienst setzt das Modell des Priesters frei, der – zumal außerhalb der Städte zur zentralen Figur des kirchlichen Lebens wird. Der Landpriester wird zum geweihten, von magischen Vorstellungen begleiteten Katechismuslehrer und Sakramentenspender.

Die katastrophalen Folgen für die priesterliche Existenz (Vermönchung, Unterordnung unter den Bischof, Pflichtzölibat) sind bekannt, noch schlimmer sind die Folgen für das vorherrschende Menschenbild. Leider blieb die überfällige reformatorische Kritik auf halbem Weg stehen und aktuell propagierte Ökumene beschwört aufs Neue eine archaische, nicht mehr hilfreiche sakrale Struktur, die nicht kritisiert werden darf.

Diese archaische Erlösungspraxis pervertiert die revolutionäre Frohbotschaft Jesu. Er forderte keine Selbsterniedrigung und Opfer, sondern stellte Gottes konsequente Güte und Barmherzigkeit in das Zentrum seiner Botschaft.

Die aktuellen Folgen sind desaströser denn je. Der Kirchenverlust geht mit einer tiefen Verunsicherung in der Frage einher, was Heil, Erlösung und Lebenssinn überhaupt noch bedeuten. Kirchenoffiziell wurden neue Sprach- und Deutungsversuche als Diktatur des Relativismus geschmäht, doch die innere Entfremdung vom offiziellen Christentum ist bis in die Herzen der Menschen durchgedrungen.

Eine wirksame Loslösung von diesem Irrweg geschieht nur durch eine radikale Abkehr von der priesterlichen Heilsmagie, die das katholische Alltagsleben noch weitgehend durchdringt. Sie macht Priester noch immer zu heiligen, weil „geweihten" Personen. Unsere Gesellschaft braucht aber keine Priester, sondern überzeugungsstarke Zeugen, Propheten vielleicht, die eine solidarische und befreiende Botschaft le-

ben. Nur unter dieser Voraussetzung kann auch die Eucharistie zu einer lebensbejahenden Danksagung werden, statt einen demütigenden Opfermythos fortzusetzen.

3. Toxischer Intimitätszwang (Beherrschung der Seelen)

Die allgemeine Männerherrschaft (spätantike Staatskirche), die pessimistische Leibverachtung (Augustinus), der mittelalterliche Pflichtzölibat (Gregorianische Reformen) und die neuzeitliche Kontrollsucht der Triebwelt (Ignatius von Loyola) haben in ihrer Summe zu einem massiven Interesse der Seelsorger am Innenleben der Gläubigen geführt.

In Verbindung mit ihrem Überlegenheits- und Sakralitätskomplex führte dies zu einem massiv übergriffigen Verhalten gegenüber den „Laien" und zur tiefen Verachtung der Würde vor allem von Kindern und Frauen. Dazu kam es im Rahmen eines Menschenbildes, das den „geweihten" Kirchenvertretern Zugriff zu intimsten Regungen verschaffte. Der Akt der Sündenvergebung wurde zur kirchenamtlichen Ohrenbeichte, die Ohrenbeichte zur peinlichen Erforschung der Intimwelt. Die Erschließung und Beeinflussung innerster Regungen galt in Pfarreien wie Klöstern als geachtete pastorale Leistung.

Schließlich waren dem geistigen und körperlichen Missbrauch Tür und Tor geöffnet, der sich in den vergangenen Jahrzehnten im Rückgriff auf Psychologie und Psychoanalyse nur noch verschärfte. Der Zugriff konnte raffinierter werden und die Berufung auf eine göttliche Beichtvollmacht betonierte die Abhängigkeit der „normalen" Gläubigen.

Dieser Missbrauch verrät in skandalöser Weise die Lebenspraxis Jesu. Sie war von keinem übergriffigen Bevormundungswillen geprägt, sondern von der Hochachtung und tiefen Empathie zu Frauen, Kindern, Verunsicherten und Ausgestoßenen.

Die aktuellen Folgen liegen auf der Hand. Es reicht nicht, die aktuellen Missbrauchs- und Vertuschungsskandale moralisch zu verurteilen. Es gilt, ihre seelischen und ideologischen Grundlagen offenzulegen, die sicher bis zu Augustinus und den mittelalterlichen Beichtbüchern zurückreichen. Neben dem intensiv diskutierten Missbrauch von Kindern und Jugendlichen gab und gibt es den noch immer verborgenen, offenen und sublimen Missbrauch von Frauen in Klöstern, Pfarrhäusern und kirchlichen Gemeindehäusern, zumal in neueren kirchlichen Gemeinschaften. Als jüngste Beispiele seien nur die Vorgänge in der Schönstattbewegung und in der Integrierten *Gemeinde* genannt.

Die Lösung von dieser menschenverachtenden Entmündigung muss

mit einer grundlegenden Kehrtwende der hierarchischen Bevormundungsmentalität führen. Ein christlicher Lebensstil lebt nicht aus dem Führungsanspruch von Besserwissenden, sondern aus geschwisterlicher Hochachtung und dem Einsatz für eine Freiheit, die alle Tendenzen zur Unterordnung entlarvt.

4. Panische Gegenwartsangst (Beherrschung des Denkens)

Mit dem Anbruch der Moderne verweigert die Hierarchie den prägenden Sektoren der neuen Gesellschaft (Demokratie, Natur- und Humanwissenschaften, säkulare Kunst) und ihren Errungenschaften (Meinungsfreiheit, kritisches Denken, evidenzbasierte Erkenntnis) ihre Solidarität. Ihr überlieferter Lehr- und Leitungsanspruch mutiert zu intellektueller Rechthaberei und moralischer Belehrungsmanie. Unfehlbarkeits- und Herrschaftsansprüche werden dogmatisiert, die Nicht-Kleriker vollends entmündigt. Der alte Überlegenheitskomplex mutiert zum dialogunfähigen, kirchenrechtlich abgesicherten Absolutismus. Ein rigider Sakramentalismus stützt ihn ab.

Damit ist der apokalyptische Freiheitswille Jesu vollends erstickt. Um der Menschen willen warf Jesus störende und menschenfeindliche Gewohnheiten so konsequent über Bord, dass er sich politisch, religiös und spirituell zwischen alle Stühle setzte. Man erkannte ihm selbst sein Judesein ab. Sein Aufruf zur „Umkehr" ist gerade kein Appell zu Erniedrigung und Unterwerfung, sondern zu fundamentalem Aufbruch und Neubeginn.

In der nachkonziliaren Ära steigert sich diese Panik geradezu zwanghaft, man denke nur an das *Opus Dei*, die *Legionäre Christi* und an starke kuriale Kräfte. In ihrem Sog haben sich die offiziellen Institutionen bis hin zur Verachtung von Mensch und Gesellschaft verkrampft; die Bischöfe sind den antimodernen Systemregeln treu geblieben. Selbst Papst Franziskus fehlt die Einsicht oder die Kraft, die alten Ketten zu zerschlagen.

Diese menschen-, religions- und jesusfeindlichen Verhärtungen hinterlassen neben einer entkirchlichten Gesellschaft auch einen massiven Exodus aus den Konfessionen. Dabei sollten wir nicht für eine Rückkehr unter mühsam renovierte Kirchendächer kämpfen, sondern die morbid gewordene Kirchenstruktur zerschlagen. Wie andere, so haben sich auch christliche Gemeinschaften demokratischen, geschwisterlichen und weltsolidarischen Regeln zu unterwerfen.

III. WAS TUN?

1. Nicht Symptome kurieren, sondern die Wurzeln sanieren

Was folgt daraus? Wenn ich mich nicht täusche, betreiben die aktuell diskutierten Reformvorschläge (etwa beim Synodalen Weg) bloße Symptom- und Symbolpolitik. Diese bleibt wirkungslos, solange sie nicht vom jesuanischen Freiheitsimpuls ausgeht, der geheiligte Strukturen von innen her zerbricht. Die Maßstäbe der Zukunft liegen nicht in einer beruhigten Frömmigkeit, sondern in der dramatisch explosiven Umkehrung der herrschenden, auch der christlichen Gemeinschaftsverhältnisse.

Uns muss erst klar werden, dass wir nichts verstanden haben
- *vom säkularen Jesus, der keine Kirche wollte,*
- *vom systembrechenden Messias, der Opfer und Priestertum durch Barmherzigkeit ersetzte,*
- *vom Menschensohn, der die Gottesliebe in der Nächstenliebe verortete, sowie*
- *vom Auferstandenen, der von der göttlichen Kraft aller Menschen zeugt und Macht durch eine zugewandte Autorität ersetzt.*

Die Folgen einer erfolgreichen Wurzelsanierung sind unabsehbar. Aus guten Gründen zerbrechen gerade unsere Kirchen-, Konfessions-, Lehr- und Heiligungskonstrukte. Dasselbe gilt für unterstützende Rechts-, Staats- und Finanzstrukturen. Im Lichte einer neu erkannten Menschlichkeit erprobt das „Gottesvolk" in offenen Gemeinschaften schon jetzt neue Formen des Zusammenlebens. Das ist ein anstrengender, kaum wahrgenommener Prozess, denn Freiheit ist nur im umfassenden Kampf gegen alle Formen von Unfreiheit zu gewinnen.
Diese anspruchsvolle Neubesinnung hat an der Basis, d.h. bei den Menschen zu beginnen, die mitten im Leben (in Netzwerken menschlicher Beziehungen und der Weltgestaltung) stehen. Der Botschaft Jesu nachzufolgen, die Zeitzeichen von humanen Maßstäben her zu entschlüsseln und den universalen weltethischen Herausforderungen konsequent standzuhalten, das alles ist ein mühsamer Prozess, der nur von der Sache her zu steuern ist. Nicht Identitätssicherung nach innen, sondern Empathie nach außen ist das erste Gebot.

2. Falls der Synodale Weg misslingt…

Die bislang diskutierten Reformschritte des Synodalen Wegs nehmen

die grundlegenden Verdrängungen des abendländischen Katholizismus nicht in den Blick:

– den seit 1700 Jahren gewachsenen Überlegenheitskomplex der Purpurträger,
– die magische Erlösungsidee einer archaischen Priesterkirche,
– den tief verwurzelten Respektmangel vor der menschlichen Würde und
– die Gegenwartsangst, von der sich noch Viele jagen lassen.

Mit wachsender Komplexität und gegenseitiger Durchdringung haben sie zu tödlichen Systemzwängen geführt, die sich nur durch konsequente Tiefenarbeit auflösen lassen. Das aktuelle Kirchensystem erinnert mich an den Großinquisitor von Fjodor Dostojewski, der den Ruhestörer Jesus ins Verlies werfen lässt, um ihn als „schlimmsten aller Ketzer" auf dem Schafott enden zu lassen.

Sobald der Synode Weg scheitert, sollten wir endgültig aus dem Hamsterrad erfolgloser Kirchenkritik aussteigen und in säkularer Freiheit selbst mit dem Experiment einer gelebten Jesusnachfolge beginnen. Dieser Schritt wird nicht einfach sein, denn er erschüttert nachhaltig unsere gewohnte Identität. Doch wir müssen uns nicht fürchten; neue konfessions-, religions- und weltoffene Gemeinschaften, die sich selbst zu christlichem Handeln ermächtigen, gedeihen schon jetzt im Humus eines brachliegenden, von den Kirchen nicht mehr bearbeiteten Mutterbodens.

Am Schluss seines Buches *Ist die Kirche noch zu retten?* stellt Hans Küng genau diese Frage: „Ist die Kirche noch zu retten?" Er antwortet: „Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, dass sie überleben wird." Diese Frage und diese Hoffnung beschäftigten ihn in den letzten Tagen seines Lebens intensiv. Es ist an uns, das Erbe dieses Vorkämpfers für eine erneuerte Kirche fortzuführen.

Basistext für das Gespräch von *Wir sind Kirche* am Jakobsbrunnen am 13.04.2021

Hermann Häring
Von 1980 Professor für katholische Systematische Theologie an der Universität Nijmegen, dort seit 1999 Professor für Wissenschaftstheorie und Theologie. Nach seiner Emeritierung 2005 wurde er wissenschaftlicher Berater beim „Projekt Weltethos" von Hans Küng

Angela Merkel - Die Kanzlerin, die das "wir schaffen das" schaffte

Eine Würdigung

WOLFGANG MACHREICH

Niemand ist unersetzlich. Das gilt gerade in der Politik, wo der Verschleiß des Spitzenpersonals und das anschließende Vergessen früherer Amtsträger immer schneller vor sich geht. Jemand mit sehr viel Erfahrung, was Spitzenpolitik, Verschleiß und Vergessen betrifft, ist die frühere First Lady der Vereinigten Staaten, US-Außenministerin und Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton. Umso gewichtiger ist, wenn Clinton glaubt, dass Angela Merkel der internationalen Politik nach ihrem Ausscheiden als deutsche Bundeskanzlerin fehlen wird: „Ich bin eine absolute Verehrerin von ihr, nicht nur wegen ihres politischen Erfolgs, sondern noch mehr wegen ihrer Führungsstärke", sagte Clinton: „Sie ist eine einzigartige Führungskraft und ich glaube, dass sie fehlen wird."

Vorgetragen hat Clinton diese Merkel-Eloge am Rande des Berlinale Filmfestivals des Vorjahrs. Nicht im Berlinale-Programm, aber im deutschen Fernsehen lief der Merkel-Spielfilm „Die Getriebenen", der das Handeln der Bundeskanzlerin in der Flüchtlingskrise 2015 nachzeichnet und in dessen Zentrum der legendär gewordene Merkel-Satz „Wir schaffen das" steht. Der Film zeichnet rund um Merkel eine Schlangengrube aus Intrigen, Eitelkeit und Machtbesessenheit. Und dazwischen strahlt Merkel, vermittelnd, verhandelnd, an die Vernunft appellierend - und an Mitgefühl und Mitmenschlichkeit.

Die „Süddeutsche Zeitung" rezensierte, bisweilen habe man das Gefühl, „der Film könnte auch zur Einleitung ihrer Heiligsprechung verwendet werden". Zurecht, denn die Frage: „Wie hältst du es mit den Flüchtlingen?" ist zum politischen und ideologischen Lackmustest geworden, an dem sich auch das „C" der christlichen Volksparteien in Deutschland und Österreich messen lassen muss. Im Spätsommer und Herbst 2015 setzte die Pastorentochter Merkel jedenfalls das C, so wie sie es versteht, gegen größte Widerstände in CDU und noch mehr CSU durch. Winfried Kretschmann, Ministerpräsident von Baden-Württemberg und Grüner Realo unterstützte Merkel damals demonstrativ: „Welcher ihrer Amtskollegen in der EU soll denn Europa zusammenhalten, wenn sie fällt?", fragte er, um anschließend zu proklamieren: „Da ist weit und breit niemand in Sicht. Deshalb bete ich jeden

> Sie könne nicht über etwas entscheiden, sagte sie einmal, wenn sie nicht "fertig gedacht" habe.

Tag dafür, dass die Bundeskanzlerin gesund bleibt."

Hart, tough und zäh

Angela Merkel, die Unermüdliche, die Unbeirrbare. Sie könne nicht über etwas entscheiden, sagte sie einmal, wenn sie nicht „fertig gedacht" habe. Hat sie jedoch fertig gedacht, bietet sie allen die Stirn. In der deutschen Innenpolitik (Beispiel Bayerns Horst Seehofer), wie auf der europäischen Ebene (Beispiel Ungarns Viktor Orban), wie auf der politischen Weltbühne: Im Dauer-Clinch mit Russlands Präsidenten Wladimir Putin oder dem türkischen Staatspräsidenten Recep Tayyip Erdogan oder bis vor kurzem mit US-Präsident Donald Trump zeigte sich Merkel als die Regierungschefin, die sich unbeirrt auf der westlichen und bei Merkel darf man hinzufügen, christlichen Wertebasis bewegt.

„Hart, tough und zäh" - dass ihr dabei die vom früheren US-Präsidenten Barack Obama zugeschriebenen Eigenschaften helfen, steht außer Streit. Merkel ist eine politische Hochleistungssportlerin, mit enormer Kondition, Ehrgeiz in gesunder Menge und Gestaltungswillen in pragmatischer Dosis. Sie macht Politik anders als viele Männer. Doch sie ist nicht weniger hart in ihren Entscheidungen und mindestens so machtbewusst. Selten reagiert sie im Affekt, sie vermittelt mehr, zeigt erst dann klare Kante, wenn ihr jemand auf der Nase herumtanzt. Wie bei der Entscheidung für Sanktionen gegen Russland wegen des Konflikts um den Oppositionspolitiker Alexej Nawalny. Dann ist sie unbeirrbar konsequent.

> Merkel ist eine politische Hochleistungssportlerin, mit enormer Kondition, Ehrgeiz in gesunder Menge und Gestaltungswillen in pragmatischer Dosis.

Pastorentochter und Physikerin

Geboren 1954 in Hamburg, Tochter eines Pfarrers, in der DDR aufgewachsen, gelernte Physikerin, ist sie nach dem Mauerfall, den sie vergleichsweise unpolitisch erlebte, in die Politik gekommen. Erst war sie Frauen-, dann Umweltministerin unter ihrem politischen Ziehvater Helmut Kohl. 1999 distanzierte sie sich als CDU-Generalsekretärin in der Spendenaffäre von ihm und forderte die Partei auf, es ihr gleichzutun. 2000 übernahm sie als erste Frau den Vorsitz der CDU. Die meisten sahen in ihr eine Übergangskandidatin und lagen damit falsch. 2005 wurde sie als erste Frau deutsche Bundeskanzlerin. Und als Jüngste. Mittlerweile hat sie mit der Länge ihrer Amtszeit bereits CDU-Mitbegründer Konrad Adenauer überholt. Länger als sie prägte die Partei nur Helmut Kohl, der die CDU 25 Jahre führte und so wie sie 16 Jahre Kanzler war.

In ihrer Zeit rückte sie die CDU weit in die politische Mitte: Atomausstieg, Ende der Wehrpflicht, modernes Familienbild. Auf europäischer Ebene meisterte sie die internationale Finanzkrise, die Euro-Krise, die Griechenland- und Flüchtlings-Krise, um jetzt mit der Corona-Krise neuerlich bis ans Letzte gefordert zu sein - auch emotional: „Es tut mir leid, es tut mir wirklich im Herzen leid", sagte sie, als sie wieder einmal schärfere Maßnahmen ankündigen musste. Dass so viele alte Menschen an Corona starben, quittierte sie mit einem Stoßseufzer, der nicht einstudiert wirkte: „Es bricht mir das Herz."

Uneitel und unbestechlich

Wie sie generell zwei Jahrzehnte Spitzenpolitik durchstehen konnte, ist für viele Politikbeobachter ein Rätsel. Merkel selbst schreibt sich „kamelartige Fähigkeiten" zu: Reserven anlegen, dosiert einsetzen. Ein weiteres Atout ist: Merkel fehlt jede Form der Eitelkeit. Anhänger wie Gegner schätzen ihre Bodenhaftung und unaufgeregte Art. Keine Skandale, keine Eskapaden. Sie ist unprätentiös und gilt als unbestechlich. Geld und Besitz rangiert in ihrer Werteliste nicht weit oben. Sie verdiene genug, sagte sie einmal und: Ihr Lohn sei die Macht. Im kleinen Kreis soll die Bundeskanzlerin humorvoll und selbstironisch sein, eine große Rednerin ist sie hingegen nicht. Merkel kann ein Publikum nur selten mitreißen. Sie formuliert oft umständlich und wenig pointiert, wobei sie in in der Covid-Krise als Naturwissenschaftlerin punktet und die Bedeutung von R-Wert, Inzidenz oder exponentiellem Wachstum besser als viele andere Politiker erklären kann. Ob sie das Corona-Aus noch als deutsche Bundeskanzlerin verkünden kann, ist offen. Im September 2021 wird ihr Nachfolger gewählt - dass eine Frau ins Amt der Frau Merkel folgt, ist bis dato ausgeschlossen. Ein persönliches Ziel neben vielen politischen wird Angela Merkel zum Ende ihrer Kanzlerschaft jedenfalls erreichen: „Ich möchte irgendwann den richtigen Zeitpunkt für den Ausstieg aus der Politik finden. Dann will ich kein halbtotes Wrack sein", sagte sie 1998 der Fotografin Herlinde Koelbl für deren Band „Spuren der Macht". Allein dafür gehört ihr gratuliert - und für die Spuren ihrer Macht gedankt. Ratschläge für die Zeit nach der Kanzlerschaft wollte die eingangs erwähnte Hillary Clinton der Kanzlerin nicht geben - abgesehen von einem, den ihr sehr viele gönnen werden: „Ich glaube, sie hat sich einen sehr langen Urlaub verdient."

aus: Quart – Zeitschrift des Forums Kunst – Wissenschaft – Medien, Heft 1/2021

Wolfgang Machreich ist freier Journalist und arbeitete von 2010 bis 2017 als Pressesprecher der Grünen Vizepräsidentin Ulrike Lunacek im Europaparlament.

Gemeinsam in die gleiche Richtung

Neue Perspektiven für das Jahr 2021

ILSEMARIE WALTER

Viele Menschen können sich heute des Eindrucks nicht erwehren, dass die derzeitige Situation der Welt ungeheuer komplex ist und Lösungen für die vielen Probleme kaum gefunden werden können - die Interessen sind zu widersprüchlich. Maßnahmen, die der Gesundheit der Bevölkerung dienen, schädigen die Wirtschaft und/oder schränken die Freiheit der Einzelnen ein. Was der Wirtschaft nützt, schadet häufig der Umwelt und jetzt sogar oft unmittelbar der Gesundheit. Was den einen hilft, etwa die Aufnahme von Flüchtlingen und MigrantInnen, schürt Ängste bei vielen anderen. Gibt man einer Gruppe etwas, fehlt es wieder an anderer Stelle, wo es dringend gebraucht würde. Wer beobachtet, wie die verschiedenen Regierungen derzeit in Bezug auf die Corona-Epidemie herumlavieren, um es allen Gruppen recht zu machen - sie wollen ja wiedergewählt werden - und dabei fast alle verärgern, weiß, wovon ich spreche.
Um aus diesem Dilemma herauszukommen, um eine gemeinsame Linie zu finden, braucht es dringend einen Perspektivenwechsel. Für mich als Christin bedeutet dies zunächst einmal, die Dinge aus der christlichen Perspektive zu betrachten. Das Evangelium zeichnet die Richtung klar vor: Teilen, wo es geht. Alle Menschen hochschätzen, ganz gleich, wer und wie sie sind. Mehr an die anderen denken als an sich selbst,

und ganz besonders an jene, die am Rande der Gesellschaft stehen. Zuhören können. Nicht nur an das Materielle denken, den Geist wirken lassen. Auch einmal verzichten können - was keineswegs heißt, nicht auch die Freuden des Lebens zu genießen - Christentum soll ja Freude sein - aber eben nicht auf Kosten anderer.

DAS EVANGELIUM ZEICHNET DIE RICHTUNG KLAR VOR: TEILEN, WO ES GEHT.

Ist das nur eine christliche Perspektive? Von der Begründung durch Jesus her ja. Aber werden nicht viele Angehörige anderer Religionen oder auch keiner Religion diesen Grundsätzen zustimmen, werden nicht die meisten „Menschen guten Willens" zustimmen, wenn vielleicht auch mit einer anderen Begründung? Friede auf Erden sei allen Menschen guten Willens, heißt es in einer der Übersetzungen des Weihnachtsevangeliums. Und sollte es vielleicht einige Menschen geben, die keinen „guten Willen" haben, die nur den eigenen Vorteil suchen, so wird das möglicherweise in ihrer Lebensgeschichte begründet sein - aber dann könnten die anderen sie ja vielleicht mit ihrer Haltung und ihrem Handeln anstecken.

Zusammenarbeit muss wichtiger sein als Konkurrenz

Aus dieser Perspektive gesehen werden die grundsätzlichen Widersprüche viel kleiner - auch wenn die Erarbeitung konkreter Lösungen für die Probleme der Welt sicher viel harte Arbeit bedeuten wird. Sie wird jedoch nur Erfolg haben, wenn sehr viele Menschen nicht nur an sich selbst denken, wenn Zusammenarbeit mehr Bedeutung hat als die Haltung der Konkurrenz.

Nicht erst seit der Coronakrise, aber jetzt noch viel mehr, werden aber auch von ganz anderer Seite die Stimmen lauter, die die Voraussetzung einer lebenswerten Zukunft auf unserem Planeten in einer grundsätzlichen Haltungsänderung sehen. Manche modernen wissenschaftlichen Ansätze, zum Beispiel aus der Wirtschafts- oder Sozialwissenschaft, lassen sich sehr gut mit der christlichen Perspektive vereinbaren. Ökonomen fordern, den klassischen Ansatz zu verlassen, dass nur fortwährendes Wachstum eine blühende Wirtschaft garantiert. Alternative Wirtschaftsmodelle in Richtung einer „Gemeinwohl-Ökonomie" orientieren sich an Werten wie Kooperation, Solidarität, Menschenwürde oder ökologischer Nachhaltigkeit. Dass praktische Projekte in diese Richtung bisher nur in sehr kleinem Rahmen gelungen sein dürften, liegt wohl vor allem daran, dass dazu politische Entscheidungen nötig sind, die nur dann getroffen werden, wenn der Druck aus der Bevölkerung stark genug ist. „Nequid nimis" (nichts im Übermaß) war schon eine philosophische Weisheit der alten Griechen.

Weniger statt immer mehr kann nicht nur zur Vermeidung von Schäden führen, sondern auch zu größerer Zufriedenheit und Freude.
Der Soziologe Hartmut Rosa wiederum - um nur ein Beispiel zu nennen - schlägt als Lösung für die weltweiten Probleme eine geänderte „Weltbeziehung" vor. Das Streben nach Wissen, Beherrschen und Nutzbarmachen hat unsere modernen Gesellschaften überhaupt erst ermöglicht - wird es jedoch zum allumfassenden Prinzip gemacht und werden die Grenzen nicht anerkannt, entstehen immer mehr Gefühle der Bedrohung und Unsicherheit. In der von ihm aufgestellten „Resonanztheorie" betont Rosa die Unverfügbarkeit echter Beziehung, sei es zu einem anderen Menschen, zu Gott, aber auch zur Natur, zu einem Musikstück . . . Die „Resonanzerfahrung", die im Menschen etwas zum Schwingen bringt, lässt sich nicht mit Willenskraft erzwingen. Auch hier findet sich wieder die Empfehlung, nicht immer weiter in die gleiche Richtung zu gehen, sich zurückzunehmen, neue Wege zu suchen.

Offenheit für Fremdes braucht Mut

Psychologen betonen, dass Zusammenleben oft besser gelingt, wenn man den anderen ein wenig besser kennt, offen für ihn ist, seine Verschiedenheit anerkennt. Manche lokalen Untersuchungen haben gezeigt, dass die Ablehnung einer bestimmten Menschengruppe häufig gerade in solchen Gebieten besonders stark ist, in denen kaum Angehörige dieser Gruppe wohnen. Natürlich ist auch das Gegenteil zu finden - wenn größere Gruppen nur nebeneinander, nicht miteinander leben. Offen für Fremdes zu sein, das braucht Mut; aber ohne Mut wird es uns nicht gelingen, eine bessere Zukunft zu bauen.
Die Wissenschaftler sind sich heute bereits weitgehend darüber einig, dass die Theorie einer immer weiter fortschreitenden Säkularisierung der Welt modifiziert werden muss; sie war unter anderem zu sehr aus europäischer Sicht formuliert. Religiöse Elemente in anderer Form sind vielerorts vermehrt zu finden oder die verschiedensten Dinge werden als Religionsersatz gebraucht. Dieser Ersatz führt aber oft zur Enttäuschung, er kann nicht die Lösung für die Sehnsucht nach etwas Höherem, Bleibenden sein.
Tiefe religiöse Erfahrung trifft sich also vielfach mit wissenschaftlichen Theorien - die Chance, die darin enthalten ist, sollte man nicht übersehen. Unter diesem Blickwinkel wird Widersprüchlichkeit gebrochen, Lösungsvorschläge werden vereinbar, Zusammenarbeit wird möglich. Es gibt Hoffnung. Im Jahr 2021 könnte ein solches Zukunftspro-

gramm beginnen.
aus: Quart: Zeitschrift des Forums Kunst-Wissenschaft-Medien, 1/2021

Ilsemarie Walter, geboren 1932, ist eine österreichische Pflegewissenschaftlerin und Sozialhistorikerin. Sie gehört zu den Pionierinnen der Pflegewissenschaft in Österreich.

Mit offenen Fragen leben

Zum Tod von Dr. Franz-Josef Ortkemper am 15.05.2021

Foto:Terbille

Unter der Überschrift "Mit offenen Fragen leben" veröffentlichte Franz-Josef Ortkemper 2014 seine Predigten in der Gemeinde St. Antonius in Waiblingen über Aussagen des christlichen Glaubensbekenntnisses. Im Rückblick auf unser gemeinsames Studium der Theologie in Münster und vor allem auf seine Freundschaft seit seiner Zeit in Recklinghausen zu meiner Familie und mir war dieser Satz wohl schon sehr früh sein Lebensmotto. Unsere während der Studienzeit aufkeimende Perspektive, Glaube zu wagen und Zweifel zuzulassen in Erwartung des Aggiornamento des 2. Vatikanischen Konzils, wurde schon bald enttäuscht. Mut zum Widerspruch gegen die Blockade der erwarteten Erneuerungen der Kirche führten im Bistum Münster 1969 zur Gründung des Freckenhorster Kreises, dessen Mitglied Franz-Josef Ortkemper von Beginn an wurde und zugleich für die Folgezeit Schriftleiter der ersten 50 Nummern der „Freckenhorster Kreis Informationen."

Wo immer er nach seiner Weihe zum Priester des Bistums Münster 1965 in verschiedenen Funktionen tätig war - zunächst bis 1967 als Kaplan in Coesfeld, bis 1970 als Religionslehrer am Gymnasium in Geldern, bis 1972 Assistent im Fachbereich katholische Theologie an der Westf. Wilhelms-Universität in Münster, bis 1979 als Rektor in der Akademie Franz-Hitze-Haus in Münster, bis 1989 als Pfarrer der St. Elisabeth Gemeinde in Recklinghausen, bis 2009 als Direktor des Katholischen Bibelwerkes in Stuttgart und bis 2020 als Pensionär in seiner

Wahlgemeinde St. Antonius in Waiblingen - immer war er seinem Lebensmotto folgend ein engagierter und begeisternder Werber für das von Enge und Ängsten befreiende biblische Wort Gottes. In zahlreichen Büchern und Schriften, veröffentlicht im Katholischen Bibelwerk, und in vielen Vorträgen und Einkehrtagen ließ er seine Leser und Hörer teilnehmen an seinem Suchen nach Gottes Spuren in den Erzählungen und Psalmen der Bibel.
Im Heft Nr. 161 (Dezember 2018) der Freckenhorster Kreis Informationen schrieb er zuletzt sein Bekenntnis, warum er (noch immer) Mitglied des Kreises sei mit seinen offenen Fragen seinen Glauben an Gott betreffend angesichts der theologisch, liturgisch und klerikal heruntergewirtschafteten Kirche. Trotz aller Mängel nannte er den Glauben, den die Kirche vermittele, einen so reichen Schatz, dass er geradezu verrückt sein müsse, ihn wegen ihrer äußeren Fehler aufzugeben.
Nach seiner Umsiedlung von Waiblingen in ein Seniorenstift in Münster im Herbst 2020 starb Franz-Josef Ortkemper nach kurzer schwerer Krankheit unerwartet am 15. Mai 2021.
Der Freckenhorster Kreis dankt ihm für seine ansteckende Begeisterung für die biblischen Worte Gottes, mit denen er die Teilnehmer seiner Einkehrtage, die Hörer seiner vielen Vorträge über biblische Themen und die Leser seiner zahlreichen Schriften, Predigten und Bücher beschenkte.

Franz-Josef Ortkemper, Mit offenen Fragen leben, Katholisches Bibelwerk Stuttgart 2014

Heinz Bernd Terbille

Der unbequeme Prophet

Hans Küng zum Gedächtnis

PETER PAWLOWSKY

Wollte man den Zwiespalt, in dem sich die katholische Kirche seit dem Konzil befindet, an Personen augenfällig machen, so gibt es kein besseres Exempel als Hans Küng und Joseph Ratzinger.

Foto: Terbille

Beide waren hervorragende Theologen und fast gleich alt, beide arbeiteten maßgeblich beim Konzil mit. Küng sorgte dafür, dass sein Freund Ratzinger so wie er an die Universität Tübingen berufen wurde. Das ging solange gut, bis die Studentenrevolution 1968 sie trennte. Ratzinger ertrug die Respektlosigkeit der Studenten nicht, floh ins ruhigere Regensburg und begann seine steile Karriere in der klerikalen Hierarchie: 1977 wurde er Erzbischof von München, 1981 Chef der Glaubenskongregation in Rom, 2005 als Benedikt XVI. sogar Papst. Hans Küng dagegen blieb, was er war: Ein Theologieprofessor in Tübingen, dem es nicht um Karriere und Aufstieg ging, sondern um die Lebendigkeit der erstarrten nachkonziliaren Kirche.

Erlebte Spaltung

Hans Küng war der Sohn eines Schweizer Schuhhändlers in Luzern und bewahrte sich seinen schweizerischen Freiheitsdrang bis zuletzt. Er studierte im Germanicum in Rom, zur gleichen Zeit, als dort auch Gottfried Bachl, der spätere mutige Akademikerseelsorger und Professor in Salzburg, und die Professoren Gisbert Greshake und Gottfried Hasenhüttel studierten. Diese drei Namen allein zeigen, wie gespalten und widersprüchlich schon damals das Verständnis von Kirche und ihrer Lehre war. Greshake und Hasenhüttel wurden einander nicht grün, als ich sie einmal in einem ORF Nachtstudio-Gespräch zu moderieren hatte.

Hans Küng blieb als Priester in der katholischen Kirche und sagte trotzdem unverblümt, was in dieser Kirche schief läuft. Das war sein Weg: radikale Offenheit in der Kirche, ohne je mit dem Austritt zu kokettie-

ren. Schon in der Konzilszeit forderte er die Abschaffung des Zölibats, die Gleichberechtigung der Frauen und eine entschiedene Annäherung der Konfessionen. Die "Pillenenzyklika" *Humanae vitae* lehnte Küng schon 1968 ab. Schließlich stellte er ein Dogma in Frage, das den päpstlichen Machtanspruch befestigen sollte. Das Buch "Unfehlbar?" mit Fragezeichen erschien 1970 und spitzte die schon länger schwelende Kontroverse mit der Glaubenskongregation in Rom zu.

Prozess wie im Mittelalter

Küng wurde deshalb mehrmals nach Rom vorgeladen. Er war zum Gespräch bereit, verlangte aber Akteneinsicht, Gespräche mit dem Rechtsbeistand und eine Möglichkeit zur Appellation. Nichts davon wurde zugesagt, weil die römischen Prozessregeln das Mittelalter noch nicht verlassen haben. 1979 wurde Küng die Lehrerlaubnis entzogen. Doch die Universität wollte ihn nicht verlieren und schuf für ihn ein eigenes Institut außerhalb der Theologischen Fakultät und damit außerhalb des amtskirchlichen Einflusses. Einmal mehr wurde damit der schädliche Einfluss der Amtskirche auf die Theologie augenfällig und die Notwenigkeit bekräftigt, die Konkordate mit Rom zu revidieren.
An Selbstbewusstsein mangelte es Küng nie, erst recht nicht nach dem Sieg über das Lehrverbot. Als ich 1975 die ORF TV-Serie "Theologie im Gespräch" mit Küng startete, hatte mir der ORF sogar eine Reise nach Tübingen zur Vorbereitung ermöglicht. Als Küng dann im Wiener ORF-Zentrum ankam, war er sichtlich indigniert, dass nur ich ihn abholte und nicht der Generalintendant höchstpersönlich.

Aufbruch zum Weltethos

Der Entzug der Lehrerlaubnis erwies sich auch als eine Befreiung.

Hans Küng ging einen anderen Weg. Der Entzug der Lehrerlaubnis erwies sich auch als eine Befreiung. Von da an wurde Küng zum entschiedenen Weltbürger. Er nahm Gastprofessuren in den USA und in Kanada an und startete sein Projekt "Weltethos". Er vertrat den Grundsatz "Kein Friede unter den Nationen ohne Frieden unter den Religionen". Er lud prominente Gastredner dazu nach Tübingen ein, darunter Tony Blair, Helmut Schmidt und Desmond Tutu. Und er präsentierte dieses Projekt vor der UNESCO und sprach 2001 darüber sogar vor der Vollversammlung der UNO in New York.
2005, kurz nach seiner Wahl zum Papst, lud Ratzinger seinen ehemaligen Kollegen Küng nach Rom ein. Das Gespräch soll freundlich ver-

laufen sein, aber weder der Konflikt über die päpstliche Unfehlbarkeit, noch die verweigerte Lehrbefugnis kamen zur Sprache. Das ist für die gegenwärtige Haltung der Amtskirche charakteristisch: Freundlich zu anderen Religionen und Weltanschauungen, aber starres Festhalten an den hergebrachten katholischen Positionen.

Letzter Streit und Abschied

Wenige Jahre später kam es noch einmal zu einer heftigen Kontroverse zwischen Küng und Ratzinger. Der von Marcel Lefebvre unrechtmäßig geweihte britische Bischof und Holocaust-Leugner Richard Williamson war exkommuniziert worden, aber Ratzinger, als Papst Benedikt, hob 2009 die Exkommunikation auf. Küng schoss dagegen mit scharfer Munition: Die katholische Kirche drohe zu einer Sekte zu werden; die Aufhebung der Exkommunikation sei ein Regierungsfehler; das grundlegende Problem liege in einer mangelnden Auseinandersetzung der Traditionalisten mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil.
Hans Küng versuchte in vielen Büchern die Inhalte des christlichen Glaubens für Menschen von heute verständlich zu machen. Auf fast 900 Seiten ging er der Frage nach "Existiert Gott?" (1978) und er erklärte das "Credo" für Zeitgenossen (1992). Sein letztes Buch stellt die prophetische Frage "Ist die Kirche noch zu retten?" (1997/2011). Seit 1995 war Küng Präsident seiner Stiftung Weltethos, 2013, inzwischen 85 Jahre alt, übergab er dieses Amt einem Nachfolger. Im gleichen Jahr 2013 legte Ratzinger sein Papstamt nieder, brachte es aber bis heute nicht zustande, Rom zu verlassen. Nun ist Küng, der unbequeme Prophet für eine Kirche mit Zukunft, im April 2021 gestorben - der emeritierte Bewahrer im weißen Gewand hält seine Position in Rom unnachgiebig. Noch ist es Papst Franziskus nicht gelungen, die beiden konträren Tendenzen zu versöhnen .

aus Quart: Zeitschrift des Forums Kunst-Wissenschaft-Medien Nr.2/2021

Dr. Peter Pawlowsky studierte Germanistik und Philosophie an der Universität Wien (Promotion 1960), Arbeit im Verlagswesen und in der Erwachsenenbildung, Übersetzer zahlreicher Bücher aus dem Niederländischen und Italienischen. Innenpolitischer Journalist in der Wochenzeitung "präsent", 1990- 1997 Leiter der Abteilung Religion im ORF-Fernsehen, bis 2000 Präsentator der Sendung .kreuz-quer". Seit 2009 Stellvertretender Obmann der Laieninitiative

Pfingsten

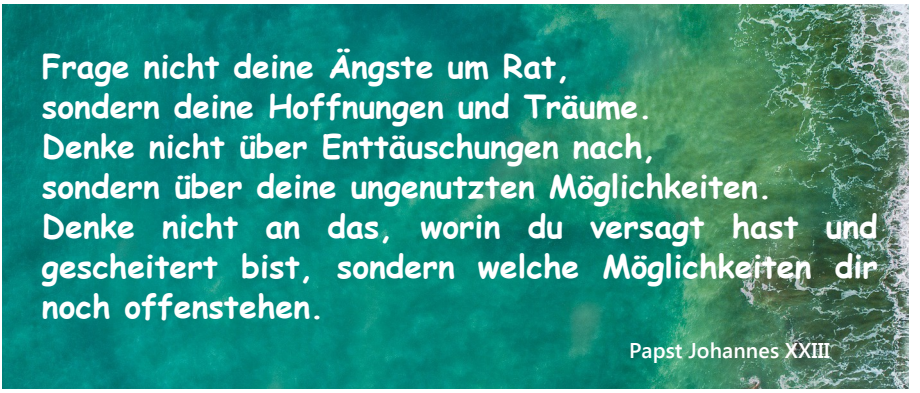
Feiern, wie es sein könnte.

Susanne Niemeyer

In jenen Tagen geschah es, dass sie hinter verschlossenen Türen saßen und ihre Gesichter grau geworden waren und ihre Worte drehten sich im Kreis. Gremien wurden berufen und Ausschüsse gebildet und Antworten wurden an Fachleute delegiert und der Kleinmut hatte sich breitgemacht. Da wundert sich Gott: „Welche Fachleute denn? Die Fachleute, das seid doch ihr. Habe ich denn einige höhergestellt als andere? Habe ich meine Worte exklusiv verteilt? Ich habe sie in euren Mund gelegt und die Begeisterung in euer Herz." „Aber wir", sagen sie, „wir wissen doch auch nicht. Einer glaubt so, die andere so. Wir sind so verschieden, wir können uns nicht einigen. Wir haben siebenundneunzig Punkte auf der Tagesordnung, und wenn wir fertig sind, dann fangen wir wieder von vorn an, weil niemand uns versteht!" Da öffnet Gott die Türen und reißt die Fenster auf, dass Wind in die Sache kommt und die Angst fortpustet und Friederike fühlt sich plötzlich beschwingt wie nach einer halben Flasche Champagner. Der Herr Bischof spürt ein Beben in seinem Herzen und ist so erleichtert, weil er mit seiner Liebe nicht mehr hinterm Berg halten muss. Egon Hinterwald wundert sich, dass man alles auch ganz anders sehen kann, als er es tut, aber noch mehr wundert ihn, dass ihn das gar nicht mehr ängstigt. Hilde aus dem Frauenkreis lernt von Janne, was „queer" bedeutet und beide spüren eine Weite im Kopf, als hätten sie nach Jahren den Dachboden entrümpelt. Worte wie Sehnsucht, Großmut, Gnade leuchten auf. Nichts davon lässt sich in Stein meißeln. Zwischen den alten Mauern wird es eng. Gott ruft: „Wer hat gesagt, dass Ihr Mauern braucht?" Ein Hauch genügt, sie zum Einsturz zu bringen und Himmel breitet sich aus, schillernd und schön. Gemeinsam treten sie ins Freie, Friederike und der Herr Bischof, Hilde und Egon. Petrus und Phoebe sind dabei, Johanna und Jakobus. Herr Windli bringt seine Maria mit und Janne schwenkt eine Regenbogenflagge. Mireile singt ein gregorianisches Lied, nebenan setzen Technoklänge ein – und es ergänzt sich erstaunlich gut. Dazwischen schwebt Gott, überall

zugleich. Alle haben sie gesehen, haben ihn gehört, haben es gespürt. Tausend Geschichten werden zu einer. Niemand will Recht haben. Macht ist ein vergessenes Wort, denn alle verstehen, was stark macht: Miteinander reden, voneinander lernen, aufeinander hören. Eine macht den anderen groß. Niemand will der Größte sein.
Und alle Welt beginnt zu staunen über jene, die leicht wirken und deren Worte nicht erschlagen, sondern prickeln wie ein junger Champagner oder weiße Johannisbeerschorle.

Susanne Niemeyer, freie Autorin, war u.a. Pressereferentin bei der Evangelischen Kirche, danach Redakteurin beim Hamburger Verein Andere Zeiten.



Leserbriefe an die Schriftleitung

Neue Ökumene

Herzlichen Dank für die Zusendung des Aprilheftes. Was Halik schreibt, ist ja einerseits deprimierend, andererseits hoffnungsvoll. Faktisch haben wir ja bereits zwei katholische Kirchen, ohne dass es offiziell ein Schisma gibt. Doch wie lange geht das noch gut? Und lässt sich diese neue Ökumene verwirklichen? Gewiss, unsere Erfahrungen sagen uns, dass mit Außenstehenden leichter ein Dialog zu führen ist als mit den erzkonservativen Glaubensbrüdern. Aber aus diesen Erfahrungen eine tragfähige Ökumene zu schaffen, ohne dafür aus der Kirche hinausgedrängt zu werden, das ist schon etwas anderes.
Dr. Theo Mechtenberg, Bad Oeynhausen

Zum Verbot der Segnung gleichgeschlechtlicher Personen

Die im letzten Heft Ihres Kreises versammelte „geballte Ladung" kritischer Stimmen zur neuesten vatikanischen Bremse in der LGBT-Problematik, besonders die Texte von Halik und Mechtenberg, begrüße ich sehr. Ich habe selbst im gleichen Sinne an den „Tag des Herrn" geschrieben und hoffe auf eine „Kurskorrektur" (Halbfas) oder wenigstens ihren Anfang in Rom.
Herzliche Grüße **P. Stosiek,** Görlitz

Leserbrief an „Tag des Herrn", Katholische Wochenzeitung für das Erzbistum Berlin und die Bistümer Dresden-Meißen, Erfurt, Görlitz und Magdeburg
Es wird an der Zeit, das Problem der Homosexualität (H.) auf biologisch-anthropologische Basis zu stellen.

- H. gibt es bei fast allen Vertebraten, besonders auch Primaten. Sie ist ein evolutionärer Gewinn - einzelne Individuen ohne Nachkommen nutzen der Gruppe (de Waal, 1995, 2013)
- Homosexualität ist keine Krankheit, kann nicht therapiert werden, sie ist auch keine moralische Entscheidung eines Individuums
- H. ist eine angeborene, primäre, sexuelle Anders-Orientierung
- H. ist daher keine Schuld, die Umkehr oder Korrektur erfordert
- H. und Heterosexualität streben nach glücklicher Beziehung und Bindung von zwei Individuen. Sie ist dem Fortpflanzungs-Ziel mindestens ebenbürtig
- die gesamte Sexualität ist ohne körperliche Kontakte, Zärtlichkeit und Streben nach Lustgewinn nicht denkbar
- die gesamte Sexualität einschließlich H. ist Gott-geschaffen und daher grundsätzlich gut und naturrechtlich legitim

Seit Augustinus und Thomas v. Aquin ist das Naturrecht göttlichen Ursprungs und menschlichem, auch kirchlichem Recht vorgeschaltet. Einem Homosexuellen gleichgeschlechtliche, körperliche Kontakte zu verbieten oder zum Ausschluss-Kriterium eines Segens zu machen, liegt deshalb außerhalb kirchlicher Kompetenz, – das „Wer bin ich…" von Franziskus ist auch hier richtungweisend.

Prof. Dr. P. Stosiek, Görlitz, 09.04.2021

1900 Jahre wie ein Tag – Eindrücke zu Kardinal Müllers katholischen Projektionen

Hermann Häring

Veröffentlicht am 12. Juli 2021

Müllers Buch **Was ist katholisch?** müsste für alle Reformwilligen ein Weckruf sein. Es sticht nicht nur durch die Arroganz seiner Theorien heraus, vielmehr ist sein autoritäres Kirchenbild auch seit 150 Jahren bei den Kircheneliten zu Hause. Die Impulse des 2. Vatikanischen Konzils (1662-65) haben sich nur wie ein abwaschbarer Firnis darübergelegt.
Unseren Herren Kardinälen mangelt es nicht an Selbstbewusstsein. Schon Kardinal Kasper eröffnete sein Buch zur Katholischen Kirche (2011) mit einer Autobiographie von 50 Seiten.[1] Kardinal Müllers Papstbuch übertraf ihn mit 90 Seiten; locker könnte er der nächste Papst sein.[2] In seinem jüngsten Buch präsentiert er ein „Selbstexperiment" (176-199); es kultminiert in Gerhard, dem Musterdozenten für Kirchenlehrer. Wie ist das möglich?[3]

1. Geschichtsferne Egozentrik

Müller stellt sich in der Tat vor, er lebte 1900 Jahre früher, wäre also im Jahr 47 geboren und hätte um 96 den *ersten Klemensbrief* nach Rom überbracht. Ferner ist er sich sicher: Der Märtyrer und Philosoph Justinus (ca. 100-165) hätte „mein akademischer Schüler sein können, als er …den einen Altar als Symbol der Einheit … beschreibt" (187f). Wie glücklich mag Justin über diesen späten Lorbeerkranz sein! Mit welchem Recht aber vergleicht Müller jene spätantike und unsere spätmoderne Epoche, ohne auch nur einen Gedanken über die geistesgeschichtlichen Wandlungen zu verschwenden, die keinen Stein auf dem anderen ließen? Mehr noch, dem um 19 Jahrhunderte gealterten Müller würde sich zeigen: Die Eucharistie war schon „nach dem gleichen Schema aufgebaut wie heute in allen katholischen Riten"; im Übrigen glaubten wir heute vom „Realgedächtnis des Opfers Christi und der Realpräsenz nichts anderes …, als was in der Heiligen Schrift bezeugt ist." Dieses Missverständnis kann nur Autoren passieren, die die exegetische Diskussion von 150 Jahren unbeeindruckt an sich vorbeiziehen ließen.

Als Krönung seiner skurrilen Phantasie stellt sich Müller vor, im Jahr

78 hätte ihm Kardinal Volk (1903-1988) als *leibhaftiger Apostel* die Hände auferlegt (182). Man mag sich über so viel klerikale Phantasie amüsieren, doch bestürzend finde ich, dass das ganze Buch von einer geschichtlichen Distanzlosigkeit durchzogen ist, die Ihresgleichen sucht. Es reduziert das „Katholische" auf ein System von dogmatisch definierten Sätzen, die seit 2000 Jahren dieselben geblieben sind. Selbst die biblischen Schriften werden auf diesen Steinbruch reduziert. Müller vermittelt auch nicht den Hauch einer Ahnung davon, dass der christliche Glaube nicht mit dogmatischen Festlegungen, sondern mit Sprachlosigkeit, dann textend mit Erinnerungen und Erzählungen begann [vgl. 289].

Doch diese *Distanzlosigkeit* folgt zwingend aus Müllers selbstherrlichem, von Kurzschlüssen durchzogenem Kirchenbild. „Wo Jesus ist, da ist die katholische Kirche", steht schon zu Beginn des Buches (9) und später heißt es ohne jede Differenzierung, die Kirche sei „Gottes Stiftung" (101), „leibhaft-reale Präsenz der Gnade Christi in der Welt" (239). Wer gerettet sein will, müsse am katholischen Glauben festhalten (167). Die Kirche unterstehe nicht dem „weltlichen Gesetz der politischen Macht". Sie habe „keine anderen Interessen als das Heil … bei Gott" (268). Kein irdischer Machtwille bestimme sie (245), sie bilde ja „keinen Staat im Staat". In gequälter Rabulistik wird dann erklärt, der heutige Vatikan sei auch „kein Kirchenstaat im historischen Sinn", er habe nur die Absicht, „die Unabhängigkeit des Papstes gegenüber den Staaten zu sichern" (202 Anm. 137). Für wie naiv hält der Kardinal seine Konsumenten? Enthält Roms Wille zur Unabhängigkeit keine Faktoren der Macht, die Rom vor und nach 1870 im Übermaß ausgespielt hat?

Wer dieses unkritische, geschichtsferne und narzisstische Kirchenbild vertritt, muss die großen Störfaktoren einer jeden Geschichte verdrängen: Geschichtliche Entwicklungen, Horizontveränderungen, Paradigmenwechsel, Kontext- oder Ideologiekritik; nur ein enggeführter Verstand kann sich im 21. Jahrhundert noch über die verschlungenen Wege wundern. In der Gegenwart engagierte Menschen können Müllers Ausführungen nicht mehr verstehen, geschweige denn akzeptieren. Sie lesen sich wie das komplexe Kunstprodukt in einer Sprache, die Wünsche und Absichten, Hoffnungen und naive Phantasien gleichermaßen als nackte Wirklichkeit präsentiert, deshalb auch keine innere Wandlung, keine kulturelle Metamorphosen oder schöpferische Dynamik zulässt. Müllers autoritär ausgedorrte Sprache gibt vor, sie hebe sich ins Überzeitliche. In Wirklichkeit bestätigt sie sich selbst

und dreht sich schwindelerregend durch produzierte Zirkel. Vom Dialog mit der Wirklichkeit ist keine Rede mehr. Müllers Kirche hat sich seit 1900 Jahren nicht geändert. Weder vor 1900 Jahren noch heute ist sie so, wie sie sich Müller vorstellt.

2. Selbstgerechte Ökumene
Aus diesen Gründen wirkt Müllers Buch zunächst auf mich langweilig. In den ersten drei Kapiteln zur Identität des Katholischen enthält es keinen Satz, den ich nicht schon in meinen Studienjahren (kurz vor dem Konzil) gehört hätte, als ich noch den *Grundriss der Katholischen Dogmatik* von Ludwig Ott (1952) auswendig lernte und der Meinung war, im Grunde seien alle theologischen Probleme für immer gelöst, nur ein paar mariologische Probleme seien noch offen.....

Zum Weiterlesen ist der vollständige Text unter folgendem Link zu öffnen:

https://www.hjhaering.de/1900-jahre-wie-ein-tag-eindruecke-zu-kardinal-muellers-katholischen-projektionen/

+++Termine +++++Termine +++++Termine +++++Termine+++

Jahrestagung am Freitag/Samstag, 02./03. 10. 2021, in der LVHS in Freckenhorst
Thematik der Tagung: „Maria 2.0: Die Frau schweige in der Kirche – nicht!"
Als Referentin hat Frau Maria Voß-Frick, Mitbegründerin der Bewegung „Maria 2.0" ihre Teilnahme zugesagt.

Die im Frühjahr ausgefallene **Vollversammlung** soll zu Beginn in die Jahrestagung integriert werden.
Beide Tagungen stehen unter dem Vorbehalt notwendiger Pandemie bedingter Veränderungen oder Absagen.
Zu den Tagungen wird mit Verlaufsplanung Ende August eingeladen.

Freckenhorster Kreis

FK-Sprecher
Ludger Funke
E-mail: ludger.funke@gmx.de
Ludger Ernsting
E-mail: ludger.ernsting@t-online.de
Astrid Brückner
E-mail: astrid.brueckner@gmx.net

FK-Büro:
Freckenhorster Kreis
c/o Gasthaus Recklinghausen
z.H. Monika Otto
Heilige Geist Str.7
45657 Recklinghausen
E-mail: fk-buero@gmx.de
Internet: www.freckenhorster-kreis.de

Schriftleitung:
Layout:
Heinz Bernd Terbille
Ingrid Terbille
Baltrumstr. 23
45665 Recklinghausen
Tel: 02361/46117 Fax: 02361/492049
E-Mail: hb.terbille@t-online.de
i.terbille@t-online.de

Unsere Konten:
Ludwig Wilmes, verantwortlich

Tel: 02536 1408

DKM BIC: GENODEM1DKM

Brasilien: IBAN: DE42 4006 0265 0003 799701

Amparo /‚CCA‘: IBAN: DE15 4006 0265 0003 799702

Demetrius: IBAN : DE31 4006 0265 0003 799705

Beitragskonto:
IBAN: DE69 4006 0265 0003 799700
Mitglieder (M) 35 Euro
Interessenten (I) 7,50 Euro